Schmid
105
-2-

Sieben
Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.

Von dem
Verfasser der Ostereier.

[= Christoph v. Schmid]

Die Kirschen.
Die Margarethablümchen.
Das Vergißmeinnicht.
Der Kuchen.
Die Krebse.
Das Rothkelchen.
Das Vogelnestchen.

Zweite Originalauflage.

Regensburg, 1839.
Verlag von G. Joseph Manz.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG
1950, 3133

Neue
Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.

Von dem

Verfasser der Ostereier.

Zweites Bändchen.

Zweite Originalauflage.

Regensburg, 1839.
Verlag von G. Joseph Manz.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Die Kirschen.

In dem freundlichen Dörflein Rebenheim, das, von Obstgärten und Weinbergen umgeben, unweit des Rheines liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Er wurde wegen der Treue, mit der er sein Amt verwaltete und auf Recht und gute Ordnung hielt, allgemein geachtet; seine Ehegattin war besonders wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein geliebt. Sie hatte nur ein Kind, die kleine Karoline, die sehr schön heranblühte, und sehr frühe einen hellen Verstand und ein sehr

gutes Herz zeigte. Beide Aeltern liebten sie unbeschreiblich, und erzogen sie vortrefflich.

Bei dem Amthause befand sich außer dem großen Baumgarten und dem wohlangebauten Gemüsegarten, noch ein kleines Gärtchen, das mit Blumen bepflanzt war. An dem Tage, da Karoline geboren ward, setzte der Vater, in der Mitte des Blumengärtchens, ein Kirschenbäumchen; er hatte ein Bäumchen mit niederm Stamme gewählt, damit man die Blüthen desto genauer betrachten, und die Früchte leichter pflücken könne. Als das Bäumchen das erste Mal blühte, und mit Blüthen so überdeckt war, daß es nur ein einziger weißer Blüthenstrauß schien, betrachteten Vater und Mutter es eines Morgens und freuten sich des herrlichen Anblicks. Die Mutter hatte die kleine Karoline

auf dem Arm; das Kind lächelte das blühende Bäumchen an, streckte die Händchen darnach aus, und bezeigte seine Freude in Worten, die freilich noch etwas undeutlich waren. Allein die Aeltern verstanden die Worte sehr wohl: „Blumen! Blumen! Schön, schön!“ Sie hatten an dem lieblich blühenden Kinde eine ungleich größere Freude, als an dem blühenden Bäumchen, ja als an all ihren Gärten und Weinbergen, und an Allem, was sie hatten. Beide Aeltern gelobten es Gott heilig an, Karoline fromm und gut zu erziehen; beide flehten zu Gott, Er wolle ihre Bemühungen segnen, und Karoline zu seiner Ehre und ihrer Freude heran wachsen lassen.

An diesen Bemühungen ließen es die guten Aeltern nicht fehlen. Die Mutter gab Karolinen den ersten Unterricht in der Religion; sie redete mit ihr

herzlich und rührend von dem lieben Vater im Himmel, der die Blumen wachsen, die Bäume blühen, und die Kirschen und Trauben reifen mache, sie erzählte ihr von dem göttlichen Kinderfreunde Jesus, der gute Kinder so lieb habe. Auch lehrte sie die Kleine solche häusliche Arbeiten verrichten, die ihren zarten Kräften angemessen waren. Der Vater machte sich das angenehmste Geschäft daraus, in den Stunden, die er nicht in der Amtsstube zubringen mußte, Karoline im Lesen und Schreiben selbst zu unterrichten.

Eine sehr wohlthätige, ja die einzige Erholung fand er in seinem Baumgarten. Da er den größten Theil des Tages in der Kanzlei saß, und nur Schwarz auf Weiß vor sich sah, so fühlte er sich im Grünen des herrlichen Baumgartens immer sehr wohl, und er wartete

der Bäume selbst. Es gab da für ihn von den ersten Frühlingstagen an bis spät in den Herbst, wo er zu seinem nicht geringen Vergnügen die Früchte abnahm, sehr viel zu thun. Die sorgfältige Mutter besorgte, mit Hülfe der Magd, den Gemüßgarten. Als Karoline acht Jahre alt war, wurde ihr, jedoch unter Aufsicht der Mutter, die Pflege des Blumengärtchens aufgetragen. Sie fühlte sich dadurch sehr geehrt und erfreut. Sie vollzog den Auftrag, über alle Erwartung der Mutter, ganz vortrefflich.

Der Vater schenkte ihr das Kirschenbäumchen in Mitte des Blumengärtchens. Sie hatte größere Freude daran, als an allen Blumen. Sie besuchte und bewunderte es alle Tage, von der Zeit an, da die Blüthenknospen aufbrachen, bis die Früchte reif waren. Es betrübte sie zwar, als die schönen

weißen Blättchen der Blüthen abfielen; allein mit Vergnügen bemerkte sie, wie die Kirschen, erst noch grün und kleiner als Erbsen, zum Vorschein kamen, und nach und nach immer größer wurden, bis endlich die schönen rothen Kirschen zwischen dem grünen Laube hervorglänzten. „So ist es nun einmal! sprach der Vater, Jugend und Schönheit vergehen, wie Blüthen; die Tugend aber ist die Frucht, die man von dem Baume erwartet. Die ganze Erde ist gleichsam ein großer Garten, in dem Gott jedem Menschen seine Stelle anwies; reichliche Früchte des Guten zu bringen. Wie Gott dem Baume Regen und Sonnenschein giebt, so giebt Er uns seine Gnade zum Wachsthume in jeder Tugend — wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen."

Karoline versprach, das Ihrige

treulich zu thun, und ihr tägliches Betragen rechtfertigte auch die schönen Hoffnungen der Aeltern. Die kleine Familie lebte sehr zufrieden und vergnügt, und trug nicht nur durch Rath und That, sondern vorzüglich durch ihr schönes Beispiel sehr viel bei, daß auch die wackern Landleute im Dorfe und in der Gegend umher in Eintracht und Frieden lebten, und sich dabei sehr glücklich fühlten.

Allein der Krieg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den herrlichen Rheingegenden schon so viele Verheerungen angerichtet hatte, näherte sich nunmehr auch diesem friedlichen Thale, in dem bisher Ruhe und stilles, häusliches Glück gewohnt hatte. Das Dorf ward wechselweise, bald von Freunden, bald von Feinden besetzt, und litt dabei unbeschreiblich. Jetzt behauptete

es wieder der Feind, und erpreßte, da es ihm an Lebensmitteln fehlte, beinahe den letzten Bissen Brod. Allein noch einmal sollte er aus dieser Gegend vertrieben werden. Die Deutschen hatten den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Muthe angegriffen, und waren bis an das Dorf vorgedrungen. Hier wurde der Kampf heftiger; das Feuer der kleinen Gewehre dauerte unausgesetzt. Von den Bergen zu beiden Seiten des Dorfes donnerten die Kanonen. Die Kugeln flogen über das Amthaus hin und her, und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann machte, sobald der Donner des Geschützes sich etwas entfernt hatte, Anstalten zum Löschen. Seine Frau saß, mit gerungenen Händen und bleich wie eine Wand, am Fenster der untern Stube, und blickte inbrünstig bethend

zum Himmel. Karoline kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände, und bethete so innig, wie die Mutter.

Es war bereits Nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthüre geschellt. Die Frau schaute durch das Fenster. Ein Offizier in Husaren-Uniform hielt mit seinem Pferde, von dem er abgestiegen war, vor der Thüre. „O Gottlob, rief die Mutter, er ist von dem Heere der Deutschen.“ Karoline eilte hinaus, und öffnete die Hausthüre; die Mutter folgte. Der Offizier hatte indeß das Pferd neben der Thüre angebunden. „Lieber Himmel, wie erschrocken sehen sie aus! sprach er freundlich, indem er die bleichen Gesichter erblickte. Seien Sie ruhig! Die Gefahr ist vorüber. Sie sind sicher. Auch das ausgebrochene Feuer ist so viel als gelöscht. Der Herr Amtmann wird so-

gleich hier seyn. Ich bitte blos um eine kleine Erquickung, und wäre es, wenn Sie nichts Anderes haben sollten, auch nur ein Bissen Brod und ein Trunk Wasser!“ Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, setzte sich, und wischte mit einem weißen Tuche das glühende Angesicht. Dieses Mal ging es scharf her, sagte er; doch Gott sey gelobt, wir haben gesiegt.

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erscheinung seyn können. Die Mutter hatte noch einige Flaschen alten Rheinwein unter dem Wintergemüse im Sande des Kellers verborgen, die der Feind nicht entdeckt hatte. Sie brachte eine Flasche Wein, und ein Stück Roggenbrod dazu. Sie entschuldigte sich, daß von Speisen sonst nichts mehr vorräthig sey. „Das ist genug, sagte der Offi-

zier, indem er nach dem Brode griff und sogleich davon aß; das schmeckt! Es ist der erste Bissen, den ich heute genieße.“

Karoline ging und brachte von ihrem Bäumchen, auf einem reinen weißen Porzellanteller, die schönsten hochrothen Kirschen. „Kirschen? rief der Offizier; die sind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es ist ein Wunder, daß sie der Feind schonte. Es sind ja alle Bäume umher abgeleert.“

„Die Kirschen, sagte die Mutter, wuchsen auf einem niedern Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen steht, und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie sind erst seit einem paar Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben.“

„Und diese Kirschen tragen sie mir auf, holde Kleine? sagte der Offizier er-

freut. O nicht doch; sie sind für Sie. Es wäre Sünde, Ihnen nur eine einzige zu nehmen."

„Wie könnten wir, sagte Karoline, den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergießen, einige Kirschen versagen?" und die hellen Thränen standen ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und floßen ihr über die blühenden Wangen. „Sie müssen alle essen, sagte sie mehrmal; ich bitte Sie darum."

Er nahm ein paar Kirschen, und legte sie auf das Teller neben sein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund gesetzt, so ertönten die Trompeten. Er sprang auf und gürtete den Säbel an. „Sie blasen zum Aufbruch, sagte er; ich darf keinen Augenblick mehr verweilen." Die Mutter stand mit dem Weine vor ihm, und nöthigte zu trinken. Karoline packte die

Kirschen sehr geschickt in einen Bogen weißen Papiers, und flehte, sie einzustecken. „Es ist sehr heiß, sagte sie, und Kirschen sind doch immer eine kleine Erfrischung.“ „Ich habe wahrhaft keine leere Tasche! sagte der Offizier. Ich führe all mein Gepäcke bei mir. Sehen Sie, ich bin beladen, wie ein Packpferd.“ „Ei, sagte Karoline, die wenigen Kirschen werden wohl noch ein Plätzchen finden.“ Sie bat mit einer so wohlwollenden, gutmüthigen Zudringlichkeit, daß er sich half, wie er konnte. Er nahm eine Brieftasche heraus, verwahrte sie auf der Brust unter seiner Weste, und steckte die Kirschen zu sich.

„Wahrhaftig, sagte er gerührt, es thut einem ehrlichen Krieger, dem oft jeder Bissen mit Unwillen gleichsam in den Mund gezählt wird, sehr wohl, solche freundliche, wohlwollende Menschen zu

treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann! Ich wünschte Ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Begnügen Sie sich mit meinem Danke." Er schwang sich auf sein Pferd, rief Karolinen und ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu, und sprengte davon.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher fiel bei dem Dorfe ein großes Treffen vor. Das Dorf wurde beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt. Auch das Amthaus brannte ab. Die Familie war fast um Alles gekommen. Mit weinenden Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und sahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um.

Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit seinem Vaterlande gut gemeint hatte, und seinem Landesfürsten treu geblieben war, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben entronnen zu seyn. An eine weitere Anstellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken. Er begab sich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da sehr kümmerlich. Sein Fürst irrte selbst als ein Fremdling umher, und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann suchte indeß mit Abschreiben einiges Wenige zu verdienen; seine Frau machte Putzarbeiten, und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meisterin ward, half dabei treulich mit. So schlugen sie sich doch immer mit Ehren durch die Welt.

Eine Gräfin von Buchenhain, die sich seit einiger Zeit in der Stadt auf-

hielt, gab ihnen besonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von strohgelbem Taffet mit einer Verzierung von blauen Kornblumen bestellt, und Karoline trug ihn am Morgen zur bestimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer sagte: Die Frau Gräfin habe eben Besuch, indem gestern Abends deren Frau Schwester mit Herrn Gemahl und Fräulein Töchtern angekommen seyen. Die Jungfer nahm indeß den Hut, der sehr schön ausgefallen war, hieß Karoline ein wenig warten, und ging. Nach einer Weile kam sie wieder und sagte: „Der Hut fand großen Beifall; die zwei Fräulein wünschen auch solche Hüte. Kommen Sie sogleich mit mir; Sie bekommen gewiß mehrere Bestellungen.“ Sie führte Karoline in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Gesellschaft in der großen Laube Kafee trank.

Karoline trat in die Laube. Die beiden Fräulein betrachteten und bewunderten noch immer den Hut. Ihre Mutter, die Schwester der Gräfin, bestellte für sich und ihre Töchter drei solche Hüte, und ertheilte Karolinen, besonders wegen der schönen Kornblumen, die ganz allein von Karolinens Hand verfertigt waren, große Lobsprüche.

Die Gräfin sagte: „Der Hut und die Blumen sind allerdings sehr schön. Karoline arbeitet vortrefflich. Allein das tugendhafte Betragen meiner freundlichen Karoline, wie ich sie immer nenne, verdient noch größeres Lob, als ihre schöne Arbeiten.“ Die Gräfin erzählte von dem harten Schicksale, das Karoline getroffen, und wie sie nun mit unermüdetem Fleiße ihre Aeltern ernähren helfe.

Der Graf stand mit seinem Schwa-

ger, dem Obersten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberst, ein ansehnlicher Mann in prächtiger Uniform, und mit einem Orden geziert, ward auf das Gespräch aufmerksam, nahm seine Tabackspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karoline und rief: „Um des Himmelswillen! Was, Sie, S i e sind die Amtmannstochter von Rebenheim? Nun, Sie sind schön herangewachsen; ich hätte Sie nicht mehr gekannt — und doch sind wir alte Bekannte.“

Karoline stand betroffen da, sah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zu seiner Gemahlin, die neben der Gräfin saß, und sagte zu ihr: „Sie, Amalie, diese Jungfrau ists, die mir vor zehn Jahren, als sie

noch Kind war, das Leben rettete.“ „Wie wäre das möglich?“ sagte Karoline erstaunt. „Je, so wollt' ich doch, rief der Oberst; erinnern Sie sich denn des Husaren-Offiziers nicht mehr, der einst auf seinem schäumenden Pferde vor das Amthaus zu Rebenheim angesprengt kam, und den Sie so freundlich mit Kirschen bewirthet haben?“

„Ach, Sie sind es! rief jetzt Karoline, und ihr Gesicht ward von Freundlichkeit wie verklärt. O Gottlob, daß Sie noch am Leben sind! Allein, daß ich etwas zur Rettung Ihres Lebens sollte beigetragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts.“

„Freilich können Sie nicht wohl davon wissen, was für eine große Wohlthat Sie mir erwiesen haben! sprach er. Meine Frau und meine Töchter aber wissen es gar wohl. Ich schrieb es ih-

nen sogleich. Denn es ist wohl eine der merkwürdigsten Geschichten meines Lebens."

„Und für mich die merkwürdigste des ganzen Krieges!" sagte die Gemahlin des Obersten, stand auf, und umarmte Karoline sehr gerührt.

„Nun, sprach die Gräfin von Buchenhain, von all dem wissen ich und mein Mann ja noch gar nichts! Geben Sie uns die Geschichte doch einmal zum Besten."

„Sie ist nur ganz kurz, sagte der Oberst. Ich sprengte hungrig und durstig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Aeltern wohnten, und bettelte so zu sagen um Brod und Wasser. Sie theilten Alles mit mir, was sie hatten, und bei der allgemeinen Noth wohl für sich hätten aussparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirschenbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es

waren herrliche Kirschen — und so wahr ich ehrlich bin, vielleicht die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit, sie zu essen; ich mußte sogleich wieder zu Pferd. Da nöthigte mich Karoline mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die Kirschen einzustecken. Allein das ließ sich nicht so leicht machen. Mein Pferd war mir Tags zuvor unter dem Leibe erschossen worden. Ich nahm in der Geschwindigkeit das Unentbehrlichste aus dem Mantelsacke, steckte es in die Taschen, und focht einstweilen zu Fuß, bis mir ein Husar sein Pferd abtrat. Ich führte, wie jener Weltweise, Alles, was ich hatte, bei mir. Um indessen für die Kirschen in einer Tasche leeren Raum zu machen, nahm ich meine Brieftasche heraus, und steckte sie hier in die Brust. Es ging sogleich wieder auf den Feind los, der

Miene machte, aufs neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Husaren, daß es eine Lust war. Allein in einer Hecke war Infanterie versteckt. Ein Jäger zu Fuß schoß unversehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Brust. An der Brieftasche aber ist die Kugel abgeprellt — sonst wäre ich durch und durch geschossen worden, und auf der Stelle todt geblieben."

„Nun sagen Sie alle, fuhr er mit großer Rührung fort, hat sich Gottes Vorsehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen? Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, Karoline da rettete mir durch ihre Freundlichkeit das Leben? Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalie nicht Wittwe ist, daß meine Töchter keine Waisen sind; daß

ich noch hier stehe, meine Pfeife rauche, und mich der Schöpfung Gottes freue."

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Obersten drückte Karolinens Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt, und sagte, indem ihr Thränen in den Augen standen: „So ist es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel, und haben eine große Trauer von unserer Familie abgewendet." Auch die zwei Töchter des Obersten sahen mit leuchtenden Blicken auf Karoline. „So oft wir Kirschen aßen, sagte die jüngere, sprachen wir von Ihnen, ohne Sie zu kennen." „Ich schätze mich sehr, sehr glücklich, sagte die ältere, daß unser Wunsch, Sie kennen zu lernen, endlich erfüllt ist." Beide Fräulein nöthigten sie, zwischen Ihnen Beiden Platz zu nehmen, und schenkten ihr in eine schöne, prächtig vergoldete Porzellanschale Kafee ein.

Der Oberst aber war nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten, sagte er; aber was ist, was kann der Mensch? Ohne das Teller mit Kirschen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Rebenheim längst vermodert, und ein Anderer wäre an meiner Stelle Oberst. Meinen Orden hier, Ehre und Wohlstand, danke ich einer Hand voll Kirschen, oder vielmehr Gottes Hand, die den Helden durch ein Kind errettete, und mit Sieg krönte."

„Wir sprechen uns weiter, sagte er plötzlich zu Karolinen. Jetzt habe ich mit meinem Schwager, dem Herrn Grafen da, ein kleines Geschäft abzumachen." Die Herren gingen. Karoline blieb noch eine Weile und empfahl sich dann. „Auf Wiedersehen!" sagte die Gemahlin des Obersten, und entließ sie sehr gnädig.

Der Oberst hatte indeß seinen

Schwager, den Grafen von Buchenhain, an die andere Seite des Gartens geführt. Der Amtmann des Grafen war seit ein paar Monaten todt. Es hatten sich Viele um den Dienst gemeldet. Der Graf war unschlüssig, welchen er wählen sollte, und hatte diesen Morgen lange mit dem Obersten darüber gesprochen. Der Dienst sollte, da dringende Amtsgeschäfte abzumachen waren, heute noch vergeben werden.

„Jetzt brauchts kein Kopfbrechen mehr, sagte der Oberst; den Ehrenberg nimmst du. Gott schickt uns die Tochter des braven Mannes nicht umsonst gerade am heutigen Morgen hieher — und wahrlich nicht umsonst mußte ich gestern Abends hier anlangen, um sie, gerade bevor der Dienst vergeben ward, hier zu treffen.“

„Es ist wahr, sagte der Graf, die

Leute haben sich um die Familie verdient gemacht. Auch soll Ehrenberg ein wahrer Ehrenmann seyn. Allein ich sah ihn kaum ein paar Mal und es ist daher noch zu bedenken —"

„Was zum Kuckuck, sagte der Oberst, mit der ihm eigenen Hitze, soll da noch zu bedenken seyn? Einen bessern Mann treibst du nicht auf, so weit der deutsche Boden reicht! Bin ich nicht auf meinen Zügen zweimal nach Rebenheim hingeritten, um das gute Kind, dem ich mein Leben zu danken habe, noch einmal zu sehen und ihm meinen Dank zu bezeigen? Und hab' ich nicht Alles genau ausgekundschaftet! Karoline und ihre Aeltern traf ich freilich nicht! Auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber andere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmanne,

seiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beste Zeugniß. Alte graue Männer sagten mir mit Thränen in den Augen: „Herr Ehrenberg war das Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er an uns gethan hat. Wo er auch sey, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hat er schon an jedem Einzelnen von uns mehr als einmal verdient.“ So sagten die Bauern. Darum sage ich, mach' hurtig, und laß das Dekret aufsetzen, damit ich sogleich selbst es ihm hintragen kann.“

Die Sache wurde richtig, das Dekret verfaßt und unterzeichnet, und der Oberst hatte seit langer Zeit keinen so fröhlichen Morgen; ja kaum nach einem Siege wars ihm, wie er sich ausdrückte, so leicht und wohl um das Herz.

Während dieses ausgemacht worden, war Karoline, ohne nur im geringsten zu ahnen, was der Oberst vorhatte, voll hohen Vergnügens nach Hause gekommen. „Je, Mädchen, was ist dir, sagte der Vater; deine Augen glänzen ja vor Freude.“ Karoline erzählte, wie die Kirschen dazu beitrugen, dem Obersten das Leben zu retten; und die Aeltern prießen Gottes heilige Vorsehung.

„Das ist ein Strahl von Hoffnung, sagte die Mutter; vielleicht stehen uns doch noch bessere Tage bevor.“ „Ja, Karoline, sagte der Vater, deine freundliche Güte, die dir als Kind schon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück deiner Aeltern machen.“ „Wenn ich diese Güte je hatte, sagte Karoline bescheiden, so ist es nur das Erbtheil meiner theuren Aeltern.“

Sie sprachen noch über die Bege-

benheit — da hörten sie den Obersten, seinen klirrenden Säbel nachschleifend, schon die Treppe herauf eilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchen- hain!" rief er sogleich unter der Thüre.

„Wie, was, von Buchenhain?" sagte Ehrenberg.

„Nicht anders!" sprach der Oberst, und zog seine Brieftasche heraus. „Ich führe diese Brieftasche nur an besondern Freudentagen, sagte er, wie zum Bei- spiele heute, da ich Karolinen wieder fand. Sehen Sie da — er zeigte auf eine beschädigte Stelle der Brieftasche — hie- her traf die Kugel. Karoline hat Ih- nen ja wohl davon erzählt?"

„Zu unsrer größten Freude!" sprach Ehrenberg.

Der Oberst öffnete die Brieftasche, und nahm ein Papier heraus. „Da lesen Sie!" sagte er zu Ehrenberg. Eh-

renberg las und erstaunte. Es war das Anstellungsdekret auf die gräfliche Amtmannsstelle in Buchenhain mit tausend Thaler Gehalt, nebst noch vielen andern Vortheilen. Der edle Mann, der bisher so viel geduldet hatte, und in einem sehr abgetragenen, wiewohl sehr reinlichen Rocke da stand, traute kaum seinen Augen. „Lesen Sie doch laut!“ sagte der Oberst. Ihre Frau und meine Retterin, die holde Karoline da, scheinen neugierig, was das Papier enthalte.“ Ehrenberg las das Dekret mit tiefgerührter Stimme, und Mutter und Tochter schluchzten beinahe laut.

„Bei den Husaren muß alles schnell gehen, sagte der Oberst. Vor einer Stunde dachte noch kein Mensch in der Welt daran, daß Sie Amtmann in Buchenhain werden sollten. Wie sich das angefangen, muß es sich auch en-

den. Darum kommen Sie nur gleich mit, damit ich Sie meinem Schwager vorstelle." Ehrenberg bat um Erlaubniß, sich zuvor umzukleiden. „Eine Viertelstunde sey Ihnen dazu vergönnt, sprach der Oberst; in einer Viertelstunde erwarte ich Sie auf meinem Zimmer in dem Hause des Grafen."

„Sie aber, sagte er zu Karoline und ihrer Mutter, machen Sie nur sogleich Anstalt zur Abreise. Sie wohnen ja hier so enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein so schlechtes Quartier. Allein in dem Amthause zu Buchenhain wird es Ihnen schon besser gefallen. Das Amthaus ist eine sehr freundliche Wohnung; es ist auch ein herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirschbäume stehen. Künftigen Montag müssen Sie dort einziehen; wir reisen an eben diesem Tage auch dahin. Das

soll dann ein rechtes Fest werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Husarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen, und zwischen den brennenden Häusern zu Rebenheim. Vergessen Sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirschen zum Nachtisch aufzutragen! Ich denke, bis dahin werden sie vollends reif."

Und mit diesen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu ersparen, und um eine Thräne zu verbergen, so schnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, daß Ehrenberg nicht mehr eilfertig genug seyn konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline, sagte der Vater, als er wieder in das Zimmer trat, wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, das ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns solche Früchte bringen würde!"

„Das hat Gott so gefügt, sagte die Mutter mit gefalteten Händen. Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein

das erste Mal blühte, und wie wir Beide es betrachteten, und Karoline, die damals noch ein Kind war, das ich auf dem Arm trug, so große Freude daran hatte. Wir Aeltern versprachen es damals Gott, das Kind, das hoffnungsvoll, wie das junge Bäumchen blühte, gut zu erziehen, und betheten zu Ihm, Er wolle uns seine Gnade dazu geben. Jenes Gebeth ist nun über all unser Wünschen und Hoffen erhört. Ihm sey ewiger Dank!"

„Ja, sprach der Vater, kein gläubiges Gebeth liebender Aeltern geht verloren! Wie Gott damals schon, als wir bei dem Kirschenbäumlein standen, unser Gebeth erhörte, so wolle Er auch jetzt sich unsern Dank gefallen lassen!"

Und Karoline stimmte in das Dankgebeth ihrer Aeltern mit ein, und rief mit innigster Rührung: „Dir, Vater im Himmel, der für uns Menschen liebreicher und zärtlicher sorgt, als die liebreichsten und zärtlichsten Aeltern für ihre Kinder, Dir sey ewiger Dank.

Die Margarethablümchen.

Frau Berchthold, eine verständige und tugendhafte Bürgersfrau in der Stadt, ging an einem Sonntage vor das Thor, wo sie eine große Wiese hatte. Die kleine Marie, ihr Töchterchen, ging, weiß gekleidet und ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, ihr sittsam zur Seite. Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingstag, und die Wiese war bereits mit dem schönsten Grün und mit den ersten Frühlingsblümchen geschmückt.

„Wie hell und blau ist doch heute der Himmel! sagte Marie; und wie schön

grün ist unsre Wiese, und mit den kleinen weißen Blümchen da, wie mit Sternlein besäet. Wie der blaue Himmel zu Nacht mit goldenen Sternlein prangt, so ist jedes grüne Plätzchen auf Erden mit lieblichen Blümchen geziert. Das gefällt mir sehr wohl; der liebe Gott hat doch Alles recht schön gemacht."

Marie pflückte einige Blümchen und sagte: „Sie sind in der That recht artig. Das innere Scheibchen ist unvergleichlich schön gelb, und die zarten, weißen Blättchen stehen wie Strahlen umher. Und sieh nur, liebe Mutter, wie die Spitzen der weißen Blättchen so schön rosenroth sind! Auch die kleinen Knöspլein da sind schön weiß und grün, und rund wie Perlen. Wir nennen diese Blümchen nur Wiesenblümchen. Allein man kann ja alle Blumen, die auf den Wiesen wachsen, Wie-

senblumen nennen. Haben diese Blümchen hier nicht noch einen besondern Namen?“

„O ja wohl! sagte die Mutter. Man nennt sie auch Angerblümchen, weil man wohl keinen grünen Anger oder irgend einen Rasenplatz findet, auf dem sie nicht zu sehen wären. Man nennt sie Monatblümchen; denn es ist kaum ein Monat im Jahre, in dem sie nicht blühen; es sey denn, daß Eis und Schnee die Erde bedecke. Sie heißen auch Gänseblümchen, vermuthlich, weil die zarten, grünen Blättchen der Stöcklein den jungen Gänsen zur ersten Nahrung sehr willkommen sind. Gewöhnlich aber werden diese Blümchen Maaslieben genannt.“

„Maaslieben! rief Marie; das ist ein seltsamer Name. Sag' mir doch,

liebe Mutter, wie sie zu diesem Namen gekommen, und was er bedeute?"

„Ich weiß nicht gewiß, sprach die Mutter, ob ich dir dieses genau sagen kann. Ich denke aber, man gab diesen bescheidenen Blümchen diesen Namen, weil sie mit einem so einfachen, prunklosen Schmucke sich begnügen, und doch ein ganz feines, artiges Aussehen haben. So sollen auch wir im Putze das *Maas lieben*. Diese Blümchen sind nur mit reinem Gelb und Weiß und etwas wenigem zarten Roth geschmückt, und dennoch gefallen sie. Wenn du, wie eben jetzt, in deinem Staat erscheinest, so hast du ein gelbes Strohhütchen auf, und ein weißes Kleidchen an, das nur mit einer blaßrothen Schleife geziert ist. Dieser einfache Schmuck steht dir sicher besser, als alle blendende Farbenpracht. Ich wünsche, du möchtest

in deinem Putze, ja in allen Dingen, immer so das Maas lieben. Ja, sey auch du immer ein Maasliebchen."

Marie sagte: „In unserm Garten am Hause haben wir keine Blumen, sondern nur Gemüse. Dürfte ich nicht einige Stöckchen von diesen Blümchen auf das Gartenbeetchen verpflanzen, das du mir angewiesen und mir erlaubt hast, darauf zu pflanzen, was ich nur wolle?"

„O ja, warum nicht? sprach die Mutter. Thu' es immerhin. Diese Blümchen gehören auch zu den nützlichen Gewächsen. Man kann die grünen Blättchen als Salat genießen, oder sie doch unter den Salat, oder auch unter den Spinat mischen. Auch dienen sie zur Arznei; ich selbst habe eine Freundin, die anfing an der Lunge zu leiden, und, wie sie behauptet, durch die grünen Blättchen dieser Blumenstöck-

lein geheilt wurde. So vereinen diese Blümchen mit dem Angenehmen das Nützliche. Möchten auch wir dieses immer thun."

Marie ging am folgenden Tage auf die Wiese, stach mehrere Stöcklein, die noch keine Knospen hatten, aus, und setzte sie in zierlichen Reihen, wie die Mutter mit den Kohl- und Salatpflänzchen zu thun pflegte, auf ihr Beetchen. Das Erdreich war hier das allerbeste. Marie wartete der kleinen Stöckchen auf das sorgfältigste. Sie lockerte den Grund umher öfter auf, sie jätete jedes Unkräutchen oder Gräschen, das ihnen hätte die Nahrung entziehen können, fleißig aus, und sie vergaß nicht, die Stöckchen zu begießen, wenn es einige Zeit nicht regnete.

Als die Knöspchen hervorkamen, und endlich die Blümchen erschienen,

war Marie nicht wenig erstaunt. Es waren ganz andere und viel schönere Blümchen, als die Stöcklein vorhin getragen hatten. Die Blümchen hatten die weißen Blättchen, die sonst das Gelbe umgaben, nicht mehr; allein die früherhin gelben Scheibchen waren nun viel größer, dunkelroth oder blaßroth, und wie aus kleinen zarten Röhrchen zusammen gesetzt.

Marie lief eilig zur Mutter und rief: „Mutter, o komm doch und sieh, was für ein Wunder sich mit meinen Blümchen zugetragen hat. Du kennest sie sicher nicht mehr, so schön sind sie geworden!"

Die Mutter ging mit ihr. „Sieh nur, wie schön! rief Marie; und sag' einmal, gleichen diese Blümchen nicht geschnittenem Sammet?"

„In der That, sagte die Mutter,

du hast Recht. Sie sind dem Sammet ähnlich. Deshalb nennt man auch solche veredelte Wiesenblümchen in einigen Gegenden Sammetblümchen. Du siehst da, wie sehr diese gemeinen Blümchen sich durch sorgfältige Pflege verschönern und veredeln lassen."

Marie war über die wunderbare Verwandlung der Maaslieben in Sammetblümchen so entzückt, daß sie noch eine Menge Stöckchen von der Wiese holte, ihr Gartenbeetchen ganz damit besetzte und sie aufs sorgfältigste pflegte. Und da gab es denn wieder ein neues Wunder. Sie fingen an zu blühen, und als sie nun in voller Blüthe standen, sieh, da war das Gelbe in der Mitte ganz verschwunden; die äußern Strahlenblättchen hingegen hatten sich so vervielfältigt, daß die ganzen Blümchen aus lauter solchen zarten Blättchen

bestanden, die zusammen die niedlichsten Blümchen bildeten. Einige Blümchen waren weiß wie Schnee, andere blaßroth, noch andere rosenroth; und alle waren in einiger Entfernung wunderschönen kleinen Röschen ähnlich.

Marie, die eines Morgens die schönen Blümchen erblickte, sprang wieder eilig zur Mutter, und rief: „O komm doch, liebste Mutter! Nun kannst du an meinen Blümchen wieder etwas Neues sehen! Da sieh einmal, und staune. Ich denke, wenn ich so fortfahre, die gemeinen Maaslieben zu pflegen, so kommen noch tausenderlei schöne Blümchen zum Vorschein.“

„Das ist wohl möglich, sagte die Mutter; man nennt diese Blümchen deßhalb auch Tausendschönchen. Diese Erscheinung ist indeß nicht so neu, als du denkst. Schon viele Blumengärtner

haben die gemeinen Maaslieben längst vor dir veredelt; die Tausendschönchen gehören nunmehr unter die gewöhnlichen Gartenblumen.“

„Und so, fuhr die Mutter fort, kann man auch durch sorgfältige Pflege und Wartung Alles in der Natur vervollkommnen und veredeln. Wie mit diesen veredelten Maaslieben, ging es mit den meisten Blumen und Früchten. Viele der schönsten Gartenblumen stammen von gemeinen Feldblumen ab; ja die köstlichsten Aepfel und Birnen nur von Bäumen, die ehemals ganz gemeine Holzäpfel und Holzbirnen getragen. So belohnt Gott die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Menschen; so machte er den Menschen zum Herrn der Natur.“

„Aber selbst der Mensch, sprach die Mutter weiter, gelangt erst durch eine weise und gute Erziehung zu seiner

Vollkommenheit. Nur Schade, daß manche Kinder sich nicht so leicht wollen veredeln lassen, als diese Blümchen hier; ja daß nicht wenige Kinder durch Eigensinn, Ungehorsam und Widerspänstigkeit die vortrefflichste Erziehung vereiteln. Lerne du, liebes Kind, das Glück einer guten Erziehung, die ich dir zu geben bemüht bin, nicht geringe achten, sondern mache, daß sie an dir auf das vollkommenste gelingen möge.

Mariens veredelte Blümchen vermehrten sich sehr; das ganze Gartenbeetchen, auf das sie sonst gar keine andere Blumen oder Gewächse pflanzte, wurde von den grünen Blättchen überzogen, und glich einem dichten grünen Rasen. Marie glaubte, die schönen Blümchen hätten nun keiner weiteren Pflege mehr nöthig, und ließ sie wachsen, wie sie wollten. Allein bald erstaunte Marie

aufs neue, nur nicht auf eine so angenehme Art, wie zuvor. Die schönen Sammetblümchen und die niedlichen Tausendschönchen wurden nach und nach wieder ganz gemeine Wiesenblümchen, wie sie zuvor gewesen.

„Ach, das ist doch recht ärgerlich! rief Maria. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich an diesen Blümchen, die mir so viele Freude gemacht, noch einen solchen Verdruß erleben sollte. Sag mir doch einmal, liebste Mutter, wo es herkomme, daß sie so ausarteten!“

Die Mutter sprach: „Die Ursachen dieser unglücklichen Veränderung lassen sich leicht angeben.“

„Die erste Ursache ist diese: Du hast diese Blümchen vernachläßigt; du sorgtest nicht mehr dafür, daß der Boden hinreichend gut war; du dachtest nicht daran, sie zu begießen; du ließest

sie zu dicht auf einander stehen und reitetest das Unkraut nicht aus. Deßhalb wuchsen sie wieder nach ihrer vorigen gemeinen Art und Weise. Nur fortgesetzte Pflege kann die veredelten Blümchen schön und edel erhalten; ohne Pflege verwildern sie."

„So ist es auch mit der Erziehung der Menschen. Die erste Erziehung mag noch so vortrefflich seyn, und die heranwachsende Jugend mag noch so gut gebildet werden; wenn man sie zu frühe sich selbst überläßt, so artet sie auch bald wieder aus. Laß es dich also nicht verdrießen, wenn ich bei dir noch immer Vieles zu erinnern, dich zu ermahnen, dir Manches zu wehren nöthig finde. Du bist zwar, seit du diese ersten Blumenstöckchen in unsern Garten versetztest, größer und älter, und wohl auch frömmer und besser geworden. Allein du

hast doch noch eine beständige Aufsicht und Leitung nothwendig. Gehorche mir daher willig — damit du nicht gleich diesen Blümchen wieder ausarten mögest.“

„Eine andere Ursache, warum diese veredelte Gartenblümchen wieder ganz gemeine Wiesenblümchen wurden, ist diese: Ich ließ zunächst an deinem Blumenbeetchen ein Stückchen Land zu einem grünen Rasenplätzchen liegen, um Garn darauf zu bleichen. Eine Menge gemeiner Maaslieben wuchsen auf dem grünen Rasen. Und da behaupten nun erfahrne Blumengärtner, daß die gemeinen Wiesenblümchen diese veredelten Gartenblümchen verderben, und sie wieder verwildern und in ihren ersten Naturstand zurückkehren machen. Es liegt darin eine feine Warnung, daß man die Gesellschaft unedler und ungesitteter Menschen fliehen müsse, wenn man ihnen

nicht gleich werden wolle. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten."

„Du siehst da auch, liebe Marie, fügte die Mutter noch bei, daß Gott in die Natur viele gute Lehren legte, die uns großen Nutzen bringen können, wenn wir anders die Natur aufmerksam betrachten, diese guten Lehren aufzufinden wissen — und sie dann auch befolgen."

Marie pflegte nun ihre Blumen mit neuer Sorgfalt, entfernte die unveredelten Blumen aus der Nachbarschaft, und sieh da — ihre Blumen, die sie ihre Pflegkinder nannte, veredelten sich wieder, und wurden immer schöner und schöner.

Aber auch Marie selbst gab den Ermahnungen ihrer Mutter Gehör, und vereitelte die Bemühungen dieser ihrer mütterlichen Erzieherin nicht durch Eigensinn und Unfolgsamkeit; sie mied die

Gesellschaft ungesitteter junger Leute. Sie wurde ein sehr edles tugendhaftes Mädchen, und blühte schöner, als alle ihre Blumen.

Marie erkannte mit Dank, daß ihre Mutter ihr eine so gute Erziehung gegeben. Als einst der Namenstag ihrer Mutter wieder kam, führte sie ihre Mutter an ein schönes grünes Rasenstück im Garten, auf dem der Name der Mutter von abwechselnden dunkelrothen, weißen und rosenfarbenen Sammetblümchen und Tausendschönchen auf das lieblichste blühte. „Du, liebste Mutter, sprach sie, hast mehr Sorge auf mich verwendet, als ich auf diese Blümchen. Diese Blümchen haben meine wenige Pflege dankbar vergolten; wie könnte ich weniger dankbar seyn? Laß dir diesen meinen kleinen Dank für deine große Mühe gefallen!“.

Die Mutter freute sich ihrer wohlgesitteten, bescheidenen und dankbaren Tochter. „Liebe Tochter, sprach sie, diese Blümchen sollen nun dir zu Ehren Mariablümchen heißen.“

„O nein! sagte die Tochter; sie sollen deinen Namen tragen, den sie auch hier abbilden — den Namen Margaretha.“

Die Mutter nannte die Blümchen von nun an Marienblümchen, wie man sie hie und da noch nennt. Die Tochter aber, und in der Folge auch andere Menschen, nannten die lieblichen Blümchen am liebsten Margarethablümchen.

Das Vergißmeinnicht.

Minna war ein sehr gutherziges, wohlthätiges Fräulein. Von Allem, was sie hatte, theilte sie gerne mit. Sie verfertigte Kleidungsstücke für arme Kinder; sie schickte armen Kranken erquickende Speisen, und brachte sie ihnen wohl hie und da selbst; sie hatte die aufrichtigste Freude, wenn sie von ihrem Taschengelde einen Nothleïdenden unterstützen konnte. Allein, was man kaum glauben sollte, bei aller ihrer Gutmüthigkeit betrübte sie doch manchen guten Menschen; denn sie war — sehr vergeßlich.

Sie versprach Manches, an das sie schon am nächsten Tage nicht mehr dachte. Manchmal gab sie ein Stück Geld für Dinge hin, die sie eben nicht nöthig hatte, und erst nachher, wenn dieser oder jener Dürftige sie um Hülfe anflehte, fiel ihr ein, welche große Wohlthat sie ihm mit dem unnütz ausgegebenen Gelde hätte erweisen können. Bald vergaß sie die schönen Blumenstöcke vor den Fenstern des großen Saales im Schlosse, die ihrer Pflege empfohlen waren, zu begießen, und sie verdorrten zum großen Leidwesen der Mutter; bald ließ sie, die auch dem geringsten Geschöpfe vorsätzlich kein Leid zufügen konnte, ihr Kanarienvögelein beinah verhungern, indem sie vergessen hatte, ihm Futter zu geben.

In dem Dorfe, nicht weit von Minnas Schlosse, wohnte ein armes

Fräulein, Namens Sophie. Ihr Vater, Hauptmann von Brühl, ein sehr verdienter, ehrwürdiger Offizier, war durch seine erhaltene Wunden zum fernern Dienste unfähig geworden, und lebte von einer kleinen Pension. Er hatte sich auf das Land zurück gezogen, um wohlfeiler leben zu können. Die Pension wurde ihm noch überdieß sehr unrichtig ausbezahlt, und er hatte beinahe schon ein Jahr lang nichts mehr davon erhalten.

Sophie, seine einzige Tochter, ernährte ihn indeß mit Nähen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten. Fräulein Minna hatte eine große Achtung für die edle Sophie, bestellte bei ihr manche Arbeit, nahm bei ihr Unterricht im Sticken, worin Sophie eine Meisterin war, bezahlte sie sehr reichlich, und nannte sie nie anders, als ihre liebe

Freundin. Allein auch diese Freundin ward durch Minnas Vergeßlichkeit einige Male tief betrübt.

Einmal war Minnas Mutter gefährlich krank geworden. Es wurde ein berühmter Arzt aus einer entfernten Stadt gerufen. Minna hatte versprochen, ihn zu bitten, bei dieser Gelegenheit Sophiens Vater zu besuchen, der an den Folgen seiner Wunden oft sehr viel zu leiden hatte. Sobald Sophie die Ankunft des Arztes vernahm, eilte sie in das Schloß, Minna an ihr Versprechen zu erinnern. Allein der Arzt war bereits vor einer Stunde wieder abgereist. Minna dachte erst in dem Augenblicke, da Sophie in das Zimmer trat, wieder an ihr Versprechen. Sie ward sehr bestürzt, bat Sophie um Verzeihung, und bedauerte den ehrwürdigen Kranken so sehr, daß sie heiße Thränen

vergoß. Allein den fremden Arzt zurück zu rufen, war zu spät!

Ein anderes Mal wollte Minna zu einem Angebinde auf das Namensfest ihrer Mutter, mit Sophiens Beihülfe, einen Lichtschirm sticken. Sie brachte Sophien eine ausgemahlte Zeichnung dazu, die einen Blumenkranz vorstellte, der kaum schöner hätte seyn können. Sophie sagte: „Den Kranz wollen wir leicht zu Stande bringen. Allein ich werde wohl selbst in die Stadt gehen müssen, um Seide einzukaufen, und die mancherlei Farben zu den feinen Schattirungen auszuwählen.“ „Dieß wäre freilich das Beßte, sagte Minna, wenn Sie, gütige Freundin, diese Mühe auf sich nehmen wollten. Für Ihren kranken Vater will ich indeß schon ein kleines Mittagsmahl besorgen, und es ihm selbst bringen.“ Sophie verließ sich auf Min-

nas Wort und ging in die Stadt. Allein da kam unvermuthet eine adeliche Herrschaft aus der Stadt auf dem Schlosse an — und Minna dachte, über die Freude und die Geschäfte, die dieser Besuch ihr verursachte, nicht mehr an ihr Versprechen. Der kranke Hauptmann konnte nicht ausgehen. Da die Leute des Dorfes eben draußen auf den Wiesen mit dem Heu beschäftigt waren, so konnte er auch keinem Nachbar rufen. Er mußte, während im Schlosse Alles im Ueberflusse lebte, anstatt des versprochenen Mittagmahls, sich mit Wasser und Brod begnügen.

Am folgenden Morgen ging Minna mit den zwei fremden Fräulein um das Dorf spazieren. Sophie begoß eben ein Stücklein Leinwand, das sie in den langen Winterabenden gesponnen und nun, auf dem kleinen Rasenplatze zwi=

schen ihrer Wohnung und dem Bache, zum Bleichen ausgespannt hatte. Minna erschrack, da sie Sophien erblickte; denn erst jetzt kam ihr Versprechen ihr wieder in den Sinn. Sophie war aber zu bescheiden, dem betroffenen Fräulein, zumal in Gegenwart anderer Frauenzimmer, Vorwürfe zu machen. Indeß wollte sie ihr doch zu verstehen geben, daß sie künftig nicht mehr so vergeßlich seyn solle.

Sophie bat alle drei Frauenzimmer, ihr kleines Gärtchen zu besehen. Sie traten herein, und lobten die blühende Rosenstöcke, die Sophie gepflanzt hatte, und die Vergißmeinnicht, die am Bache von selbst wuchsen. Sophie führte sie hierauf in ihr kleines reinliches Wohnzimmer, und zeigte, auf Minnas Bitte, ihnen ihre Arbeiten. Während die Fräulein die schönen Stickereien besahen

und bewunderten, band Sophie drei Blumensträuße. Jeder der fremden Fräulein überreichte sie beim Weggehen ein Bouquet von Rosen, der Fräulein Minna aber ein Sträußchen von Vergißmeinnicht, denen sie blos einige wohlriechende grüne Blättchen beigefügt hatte. Minna verstand, was Sophie damit sagen wollte. Sie fühlte das Edle in Sophiens Benehmen, und dankte ihr im Herzen, daß sie ihre Vergeßlichkeit ihr auf eine so feine Art vorwarf. „In der That, Sie wissen, welche Blümchen sich am Besten für mich schicken!“ sagte sie, und steckte das blaue Sträußchen erröthend an die Brust.

Minna ging mit den zwei Fräulein zurück in das Schloß, und begleitete sie in das Zimmer, das man ihnen angewiesen hatte. Sie stellten die drei Blumensträuße in ein Glas, das eben

in einer Fensterecke stand, und in dem sich noch etwas Wasser befand. Nach mehreren Wochen kam Minna von ungefähr in das Zimmer. Die fremden Fräulein hatten ihre Rosen mitgenommen; allein Minna hatte sogar ihre Vergißmeinnicht vergessen. Alle die wohlriechenden Blättchen in dem Sträußchen waren verdorrt; allein die Vergißmeinnichtblümchen waren noch so lebhaft blau, und die zarten grünen Blättchen daran so frisch und schön — als wären sie eben erst am Bache gepflückt worden. Minna verwunderte sich darüber. „Wie ist das möglich, sagte sie, da kein Tröpflein Wasser mehr in dem Glase ist, und alle übrige Blättchen des Sträußchens falb und gelb, wie dürres Laub, aussehen?“ Sie untersuchte die Blümlein näher — und sieh da, es waren keine natürliche Vergißmeinnicht.

Sophie, die ausnehmend geschickt war, kleine Blumen auszuschneiden, hatte sie gemacht. Zeichnung und Farbe waren so treu der Natur nachgebildet, daß man diese künstliche Blümchen für natürliche halten mußte.

„O du gute Sophie, sagte Minna; du hast wohl recht! Ich verstehe dich. Ja, ich bedarf einer beständigen Erinnerung. Diese unverwelklichen Blümchen sollen mir immer sagen: „Vergißmeinnicht!“ Ja du liebe Freundin, nun will ich deiner nicht mehr vergessen. Mich stets meiner Pflicht zu erinnern, dazu will ich diese Blümchen von Stund' an benützen.“

Sie nahm die freundlichen Blümchen zwischen den verdorrten Blättern heraus, und steckte sie in eine kleine, zierlich gearbeitete und schön vergoldete Urne, die dazu bestimmt war, kleinen,

künstlichen Blumensträußen zum Gestelle zu dienen. Sie eilte damit zu Sophien, dankte ihr für ihre sinnreiche Zurechtweisung, und lobte ihre treffliche Arbeit. „So oft ich künftig etwas verspreche, sagte sie, will ich diese holden Vergißmeinnicht auf mein Arbeitstischchen oder mein Klavier stellen, und so lange stehen lassen, bis das Versprechen erfüllt ist.“

„Bravo! Bravo! sagte der Hauptmann. Machen Sie es so. Ich lege, wenn ich mir etwas recht merken will, ein Stückchen Papier in meine Dose hier; mein Feldwebel machte allemal einen Knopf an sein Taschentuch. Für ein Fräulein aber ist ein Blümchen immer ein zierlicheres Merkzeichen. Ich habe nichts dagegen, daß man das lieblichste Blümchen der Flur zum Denkmahle freundschaftlicher Erinnerung auserwählte, und ihm den Namen Vergiß-

meinnicht gab. Allein das holde Blümchen zur Erinnerung an unsre Berufspflichten, besonders an die heilige Pflicht der Wohlthätigkeit zu benützen — das ist wohl noch schöner! Das ist ein glücklicher Einfall; er gefällt mir sehr!"

Minna hielt Wort; die lieblichen Vergißmeinnicht gereichten ihr und vielen Dürftigen zum großen Segen. Mancher arme Kranke, dessen Minna sonst wohl würde vergessen haben, hatte den kleinen Blümchen eine kräftige Suppe, eine Flasche guten Wein oder ein Stückchen Geld zu danken. Manches Geschäft, das sonst unterblieben wäre, wurde pünktlich vollzogen — und Minna ersparte sich vielen Kummer und manche Gewissensbisse und Unannehmlichkeiten.

Minnas Mutter merkte bald, wie sehr sich ihre Minna gebessert habe. „Wie kommt das? sagte sie; du vergissest

ja nicht mehr das Geringste. Wie hast du das angefangen?"

Minna erzählte die kleine Begebenheit von den Vergißmeinnicht, und die Mutter hatte eine große Freude. „Ihr seyd gute Kinder, sagte sie; ich werde darauf Bedacht nehmen, euch wieder eine Freude zu machen." Sie ließ von einem Goldschmiede in der Stadt zwei Ringe von dem reinsten Golde verfertigen; auf jedem Ringe befand sich ein Vergißmeinnicht von hellen Edelsteinen — fünf himmelblauen Saphiren, und einem lichtgelben Diamant in der Mitte.

Als die Ringe ankamen, gab sie einen davon ihrer gebesserten Minna. „Bediene dich dieses Ringes, sagte sie, wie bisher des Blümchens. Hast du Jemanden etwas versprochen, oder ein wichtiges Geschäft zu besorgen, so stecke den Ring mit dem Vergißmeinnicht an

den Finger, und lege ihn nicht ab, bis dein Wort gelöet oder das Geschäft abgethan ist. Diesen andern Ring aber überbringe deiner lieben Freundin Sophie. Sie verdiente ihn; das freundliche Vergißmeinnicht, das sie dir gab, ist ein köstlicheres Geschenk, als dieser Ring von Gold und Edelsteinen."

Minna eilte mit dem Ringe sogleich zu Sophie. „Sie haben freilich nicht nöthig, einen solchen Ring zu tragen! sagte Minna. Sie vergessen nie der kleinsten Pflicht. Tragen Sie indeß den Ring zum Andenken an eine Freundin, der Sie durch jenes Blümchen eine große Wohlthat erwiesen haben."

„O meine gütige Freundin, sagte Sophie, wer hätte nicht nöthig, an seine Pflicht erinnert zu werden! So oft wir dieses kostbare Vergißmeinnicht am Ringe erblicken, wollen wir uns allzeit vorneh-

men, etwas Gutes zu thun; wir wollen, wenn es je in unsrer Macht steht, einen Armen erquicken oder irgend einem guten Menschen eine Freude machen.“ Beide gaben sich die Hand darauf.

„Recht so, Kinderchen, sagte der Hauptmann; und wer es nicht vermag, solche Ringe zu tragen, der fasse wenigstens, so oft er ein Vergißmeinnicht am Bache oder wo immer auf einer Wiese erblickt, den Vorsatz, etwas Gutes zu thun. Vor Allem aber denke er bei dem Anblicke des holden Blümchens an Denjenigen, der es schuf, und an Den uns jedes Blümchen erinnern soll. Jedes Vergißmeinnicht auf der Flur hat dann für ihn noch einen größern Werth, als wäre es von Gold, und jedes Blumenblättchen daran ein Edelstein.“

Die Begebenheit mit dem Vergißmeinnicht hatte noch eine andere gute

Folge. Als der Winter näher rückte, die schönen Fluren um das Schloß morgens mit Reif weiß überzogen erschienen und rauhe Winde um das Schloß saus'ten, reisete Minna mit ihrer Mutter wieder zurück in die Residenz-Stadt. Der Vergißmeinnicht-Ring fand bei allen Freundinnen Minnas und bei deren Müttern Beifall. Es wurde zur Mode, solche Ringe zu tragen. Die Geschichte, die zu diesen Ringen die erste Veranlassung gegeben, wurde überall bekannt, sogar bei Hofe. Der alte, tapfere Hauptmann, der bereits vergessen war, kam durch das Vergißmeinnicht wieder ins Andenken. Seine Pension wurde vermehrt, und die Ausbezahlung derselben, was er dem Vergißmeinnicht zu danken hatte, kam nicht mehr in Vergessenheit.

Der Kuchen.

Fritz, ein lebhafter, fröhlicher Knabe von zehn Jahren, war der Sohn des Jägers zu Grünenthal. Eines Morgens sollte sein Vater einen Brief des Herrn von Grünenthal nach Rauhenstein tragen, einem Schlosse, das jenseits rauher Berge einsam in einem großen, dicken Walde lag. „Der Gang wird mir sauer werden, sagte der Vater; seit ich mir neulich auf der Jagd den Fuß übertreten habe, ist er noch immer nicht ganz hergestellt. Nach Rauhenstein aber hat man wohl drei Stunden

zu gehen. Da indeß der gnädige Herr es befiehlt, so will ich es wagen.“ Allein Fritz erboth sich zum Briefträger. „Schickt mich, lieber Vater! sagte er. Der Weg geht freilich fast durch lauter Waldungen; allein mir ist nicht bange! Bis zu unserm Gränzstein ist er mir ja bekannt; und weiterhin will ich ihn schon finden und den Brief richtig bestellen.“ „Nun wohl, sagte der Vater; gib aber den Brief dem Herrn von Rauhenstein, den du wohl kennest, in seine eigene Hände. Es ist viel Geld in dem Briefe, und du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld.“ Der Vater beschrieb ihm noch den Weg von der Gränze bis Rauhenstein aufs genaueste, und Fritz hängte seine kleine Jagdtasche um, nahm seine Vogelflinte auf den Rücken, und machte sich unverzüglich auf die Reise.

Fritz kam glücklich in dem Schlosse

Rauhenstein an, bat die Bedienten, ihn zu melden, indem es ihm befohlen sey, den Brief dem gnädigen Herrn selbst zu übergeben. Ein Bedienter führte ihn die breite steinerne Treppe hinauf, und wies ihn in ein prächtiges Zimmer. Herr von Rauhenstein machte mit einigen Offizieren, die bei ihm auf Besuch waren, eben ein Kartenspiel. Fritz verneigte sich vor allen den Herren; und übergab den Brief, in dem sich hundert Gulden in Gold befanden. Herr von Rauhenstein ging an seinen Schreibtisch, und schrieb ein paar Zeilen, den Empfang des Briefes zu bescheinen. „Es ist gut, sagte er hierauf, und setzte sich wieder an den Spieltisch; jetzt kannst du wieder gehen. Weitere Antwort ist für jetzt nicht nöthig; sie wird folgen.“

Fritz kam wohl recht traurig die steinerne Treppe herab; denn er war

hungrig und durstig, und ziemlich müde. Als er über den Schloßhof ging, begegnete ihm die Köchin, die eben aus dem Garten kam, und in einer Hand einige Stauden Blumenkohl, in der andern Hand aber ein Messer trug. Sie sah es dem armen Knaben an dem Gesichte an, wie es ihm um das Herz war. „Komm mit mir, kleiner Jäger, sagte sie so freundlich, wie ein Engel; ich will dir etwas zu essen und einen Trunk Bier geben. Du möchtest sonst unter Wegs verschmachten. Du hast sehr weit nach Hause, und findest auf dem ganzen Weg kaum eine Herberge. Du mußt es übrigens dem gnädigen Herrn nicht übel nehmen, daß er dir nichts zu essen anschaffte. Er denkt nicht an dergleichen Sachen; indeß hat er nichts dagegen, wenn man den Leuten etwas giebt."

Die Köchin führte den Fritz in die

Küche, wo das Feuer auf dem Heerde hoch empor loderte, und viele Töpfe und Bratpfannen umher standen. „So, sagte sie, leg nun deine Jagdtasche und dein Gewehr ab, und setze dich hieher!“ Sie zeigte auf ein kleines Tischchen in der Ecke der Küche, neben dem eine Bank an der Mauer befestiget war. Sie brachte Suppe, Fleisch und Gemüse, auch Brod und ein Krüglein Bier. Der gute Fritz ließ es sich so gut schmecken, wie fast noch nie in seinem Leben. Er ward recht erquickt, und sagte der menschenfreundlichen Köchin mehrmals „Vergelts Gott“; ja mit einer Ehrerbiethigkeit, als wäre sie die gnädige Frau im Schlosse, küßte er ihr, obwohl sie das nicht zugeben wollte, die Hand.

Fröhlich und vergnügt trat Fritz seinen Weg nach Hause an. Allein als er in dem Walde etwa eine halbe Stunde

weit gegangen war, erblickte er auf einem freien Platze, auf dem einige alte Eichen standen — ein Eichhorn. Das nette, muntere Thierchen war ihm etwas Seltenes; denn in dem Jagdbezirke von Grünenthal hatte er kaum ein oder zwei mal eines gesehen. Er war noch etwas kindisch, und vielleicht mochte ihm auch das gute Bier ein wenig in den Kopf gestiegen seyn. Es fiel ihm ein, das Eichhorn, das noch jung schien, lebendig zu fangen. Er warf darnach mit dem Trumme eines dürren Astes, das er unter den Bäumen fand, verfolgte das Thierchen von Eiche zu Eiche bis in den dicksten Wald, und verlor darüber den rechten Weg. Er irrte den übrigen Tag und die halbe Nacht im Walde umher, bis er endlich von Angst und dem vielen Hin= und Herlaufen ermüdet, sich unter einige niedrige Gesträuche

verkroch, und einschlummerte. Er schlief sehr unruhig, und stand fast abgematteter auf, als er sich niedergelegt hatte. Er blickte um sich, und ging, immer noch zweifelnd, wohin er sich wenden sollte, weiter. Die ganze Gegend umher war ihm fremd. Die vielen Hirsche, die hie und da, von ihm aufgeschreckt, die Flucht nahmen, ließen ihn vermuthen, daß er sich in einer ganz unbesuchten Gegend des Waldes befinden müsse. Ein Rudel Wildschweine, unter denen sich ein grimmiger, ungeheuer großer Eber befand und mit den scharfen Fangzähnen ihm drohte, setzte ihn sehr in Schrecken, und er entfloh mit Todesangst. Es ward endlich Mittag, und er war so müde und hungrig, daß er nicht mehr weiter gehen konnte. Er hatte sich heißer gerufen — aber keine Antwort vernommen, als den Wiederhall. Nirgends fand er eine

Beere oder auch nur einen Tropfen Wasser, seinen Hunger und Durst zu stillen. Trostlos warf er sich unter eine Tanne nieder. Er bethete mit Inbrunst, Gott wolle ihn doch nicht verschmachten lassen. Von Hunger gequält durchsuchte er seine Jagdtasche, ob er nicht noch einige Brosämlein von dem Brode fände, das er von Hause mitgenommen, und auf dem Wege nach Rauhenstein verzehrt hatte. Aber — welches Erstaunen, welche Freude ergriff ihn mit einem Male! In seiner Jagdtasche steckte ein schönes großes Stück Kuchen, nebst einigen saftigen Birnen. „Dieß, rief er, hat mir die gute Köchin, ohne daß ich es merkte, in meine Jagdtasche gesteckt." Er dankte Gott mit Thränen, und gelobte es Ihm heilig an, gegen alle Dürftige, besonders gegen Fremde, wohlthätig zu seyn; auch nahm er sich

vor, der wohlthätigen Rosalie, so hieß die Köchin, diese Wohlthat, wenn er je einmal reich genug werden sollte, reichlich zu vergelten. „Denn, sagte er, nächst Gott hat ihre Güte mir das Leben gerettet. Ohne ihre milde Gabe wäre ich sicher hier in dem wilden Walde verschmachtet.“

Fritz stand neugestärkt auf, und machte sich muthig wieder auf den Weg. Er wanderte, so viel er aus dem Stande der Sonne abnehmen konnte, jener Gegend zu, in der Grünenthal lag. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er, in weiter Ferne, die Schläge einer Holzaxt. Er ging darauf zu, und traf zwei Holzhauer, die eine große Tanne fällten. Sie zeigten ihm den Weg, der nach Grünenthal führte, und so kam er denn endlich wieder glücklich nach Hause — zur großen Freude seiner Aeltern

die um seiner Willen keine geringe Angst ausgestanden hatten.

Indeß gab der Vater dem Knaben einen nachdrücklichen Verweis, und manche gute Lehre. „So gehts, sprach er unter Anderm, wenn man sich von irgend einer Lust verleiten läßt, vom rechten Wege abzuweichen. Du hättest in dem wilden Walde, fern von dem väterlichen Hause, verschmachten können, und hast deinen thörichten Wunsch, jenes Eichhörnchen zu fangen, nicht einmal erreicht. Dem Wege durch einen gefährlichen Wald gleicht unser Weg durch's Leben; auch da gaukelt uns, gleich jenem verführerischen Thierchen, manche Lust vor den Augen, und sucht uns von dem Pfade der Tugend abzulenken. Wie ich dir, lieber Fritz, den rechten Weg durch jenen Wald getreulich beschrieben habe, so zeichnet Gott uns durch seine Gebothe

den richtigen Weg für die Pilgerreise durch das Leben vor. Laß dich keine Erdenlust verführen, zur Rechten oder zur Linken, davon abzuweichen. Sonst könntest du leicht in das Verderben gerathen, und würdest das rechte Vaterhaus dort oben ewig nicht erreichen."

„Ueberhaupt, fügte der Vater noch bei, verrückt die Vergnügungssucht den geraden Sinn des Menschen, und macht sein Herz für die bessern Empfindungen gefühllos. Der Herr von Rauhenstein, mit dem du so übel zufrieden bist, ist sonst kein übler Mann. Allein da er eben auf das Spiel verpicht war, so fiel es ihm gar nicht ein, wie nöthig du eine Erquickung habest, und er dachte nicht einmal daran, dir ein kleines Trinkgeld zu geben, obwohl er mit dem hundertsten Theile von dem, was er vielleicht an jenem Morgen verspielte, dir eine große

Freude hätte machen können. Was dir aber an Andern mißfällt, davor hüthe dich; vergiß über deinem Vergnügen nicht, Andern Freude zu machen, und ihnen Gutes zu erweisen. Was dir an Andern wohlgefällt, das thu auch du; sei immer so mitleidig und wohlthätig gegen Andere, wie die gute Schloßköchin Rosalie.

Fritz war ein sehr geschickter Jäger, treu und unermüdet im Dienste, freundlich und gefällig gegen Jedermann, und sein ganzes Betragen war ohne Tadel. Besonders aber war er gegen dürftige, ehrbare Reisende sehr mitleidig und wohlthätig. Er hatte der Wohlthat, die Rosalie ihm erwiesen hatte, nicht vergessen. Er ging auch deßhalb einmal besonders nach Rauhenstein, um ihr zu erzählen, wie viel er ihr zu danken habe. Allein sie hatte den Dienst bereits verlassen,

und niemand in dem Schlosse hatte sich darum bekümmert, wo sie hingekommen. Man konnte ihm keine Auskunft geben, wo sie sey, und er hörte nichts mehr von dieser seiner Wohlthäterin.

Fritz kam einige Jahre nachher wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als Jägerbursche zu dem fürstlichen Oberjäger, und erhielt in der Folge den einträglichen Jägerdienst zu Tanneck. Er erzählte seiner Ehegattin, die eben so gut wie er gesinnt war, Manches von den Tagen seiner Kindheit, besonders aber von der freundlichen Rosalie, die durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Leben gerettet habe. Beide nahmen sich vor, da sie der guten Rosalie ihre Wohlthat nicht vergelten konnten, gegen alle Dürftige so wohlthätig zu seyn, als in ihren Kräften stand. Da das neue schöne Jägerhaus Tanneck nur einige

Schritte von der Landstraße, am Eingange des Waldes lag, so hatten sie hiezu auch manche Gelegenheit.

Einmal an einem schwülen Nachmittage holte die Jägerin nun an dem nahen Röhrbrunnen ein Glas Wasser. Da erblickte sie auf dem Rasensitze, den ihr Mann zur Bequemlichkeit der Reisenden unter zwei schattigen Tannen nächst dem Brunnen angelegt hatte, eine etwas ärmlich, aber sehr reinlich gekleidete Bürgersfrau, die hier ausruhte, und sehr ermüdet schien. Ein geflochtener Deckelkorb stand neben ihr auf der Rasenbank, und ein Stab lehnte dabei. Die Jägerin, der die sanfte, aber wehmüthige Miene der Frau zu Herzen ging, grüßte sie freundlich und both ihr an, herein in die Stube zu kommen, wo sie ihr einige Erfrischungen vorsetzen wolle. Die Fremde nahm das freundliche

Anerbiethen dankbar an, und trat in die Stube. Die Jägerin trug ihr ein Stück übrigen Hirschbraten auf, und schenkte ihr ein Glas Bier ein. Beide wurden bald vertraut, und die Fremde erzählte das Anliegen, das sie auf dem Herzen hatte.

„Ich bin, sagte sie, wohl zwölf Stunden von hier zu Hause. Mein Mann ist ein sehr guter Meister in Verfertigung von Kugelbüchsen, Flinten und Pistolen. Er arbeitete Tag und Nacht und verdiente so viel, daß wir nebst den zwei Kindern, mit denen Gott unsre Ehe gesegnet hat, unser hinreichendes Auskommen fanden, und noch wohl Etwas zurück legen konnten. Allein seit einer Zeit hat der liebe Gott uns mit allerlei Unglücksfällen heimgesucht. Mein Mann hatte das Unglück, daß eine neue Flinte, die er probirte, zersprang; seine Hand

ward davon so sehr beschädigt, daß er wohl schon ein Jahr nichts mehr verdienen konnte. Durch den Krieg, der auch in unsern Gegenden gewüthet, hatten wir schon zuvor Vieles verloren. Der Mangel an Verdienst, nebst den Heilungskosten, hat uns noch weiter zurückgebracht. Endlich sind wir durch die Viehseuche um unsere Kühe gekommen. Da wir auf unser Haus und unsre Wiesen bereits haben Schulden machen müssen, so wollte uns Niemand Geld vorstrecken, wenigstens Eine andere Kuh zu kaufen, die uns zu unserm Lebensunterhalte unumgänglich nöthig ist. Ich habe, wohl zwei starke Tagreisen von meiner Heimath, einen Bruder, der ein hübsches Vermögen besitzt. „Der Bruder, dachte ich, wird mir das benöthigte Geld wohl lehnen!“ Ich habe die weite Reise unternommen, ihm meine Noth zu klagen,

und Hilfe bei ihm zu suchen. Mit zwanzig bis dreißig Gulden hätte ich eine Kuh kaufen können, und so wäre uns geholfen gewesen. Der Bruder war sehr geneigt, mir das Geld zu schenken; allein die Schwägerin gab dieses durchaus nicht zu. Sie ward sehr aufgebracht über mich, und machte mir harte Vorwürfe, daß ich einen Mann ohne Vermögen geheirathet. Der Bruder gab mir indeß heimlich eine Kleinigkeit, womit ich meine Reise kaum zur Hälfte bestreiten kann. Indeß war es all sein Taschengeld, das ihm zu seinem Vergnügen überlassen war. Eben komme ich von ihm her." — „Ach! seufzte sie, indem sie die Augen trocknete, ich bedauere meinen Bruder, noch mehr aber meinen guten Mann und meine lieben Kinder! Sie sehnen sich mit Schmerzen auf meine Zurückkunft, und erwarten sichere

Hilfe; wie wehe wird es ihnen thun, wenn ich mit leeren Händen zurückkehre!"

Indeß kam der Jäger mit einer wohlgefüllten Jagdtasche von der Jagd zurück. Er grüßte die Fremde sehr freundlich. Die Jägerin erzählte, wie sie der Frau herein gerufen, und was die gute Frau für ein Anliegen habe.

„Recht so, Dorchen! sagte der Jäger. Das freut mich in der Seele, daß du nach meinem Sinne handeltest, und der fremden, bedrängten Frau von dem mittheiltest, was uns Gott beschert hat. Wohlthätigkeit, besonders gegen Fremde und Reisende, ist eine der heiligsten Pflichten."

„Ich habe dazu noch eine besondere Ursache!" sagte er zu der fremden Frau, indem er einen Stuhl herbei langte, sich an den Tisch setzte, und die Jägerin bat,

ihm einen Krug Bier zu bringen. Er fing an, die Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen, wie die gute Rosalie, die Köchin zu Rauhenstein, ihn durch ein Stück Kuchen vom Hungertode errettet habe.

„Heiliger Gott! rief jetzt die fremde Frau und schlug die Hände zusammen, jene Köchin war ich. Ich heiße Rosalie; Ihr heißet Friederich — und Euer seliger Vater war Förster zu Grünenthal. Ich kann Euch noch an einige kleine Umstände erinnern, deren Ihr in Eurer Erzählung nicht erwähnt habt. Das Essen, das ich Euch vorsetzte, bestand außer der Suppe, aus grünen Erbsen und gelben Rüben mit geräuchertem Fleisch; das helle, gläserne Krüglein, worin ich Euch das Bier brachte, hatte einen zinnernen Deckel, worauf ein Hirsch abgebildet war, der Euch sehr wohl gefiel.

Mit dem Herrn von Rauhenstein aber waret Ihr übel zufrieden, und sagtet, er habe seinen Namen nicht umsonst; ich vertheidigte ihn aber, und sagte, er sey milder, als er scheine. Ihr habt mir wider meinen Willen zum Abschiede aus Dankbarkeit die Hand geküßt. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie es mich freut, daß ich Euch durch jenes kleine Stücklein Kuchen einen so großen Dienst geleistet habe, und daß ich Euch so unvermuthet und in so guten Umständen wieder finde. Wie wunderbar doch Gott alles fügt! — Ich hätte Euch aber nicht mehr gekannt. Ihr seyd aus dem kleinen Jägerknaben ein rüstiger, stattlicher Mann geworden, und Gott hat Euch, wie ich sehe, in Allem gesegnet."

Der Jäger grüßte Rosalie nun noch einmal, und hieß sie tausendmal willkom-

men. „Ihr kamt mir, sagte er, sogleich auf den ersten Blick bekannt vor; indeß konnte ich mich nicht sogleich deutlich erinnern. Bald schien es mir jedoch, wiewohl die Zeit Euch indeß etwas verändert hat, Ihr seyed jene gütige Rosalie. Ich wollte meiner Sache erst recht gewiß werden, und erzählte Euch deßhalb jene Geschichte. Nun, Gottlob, daß ich Euch wieder gefunden; ich freue mich unbeschreiblich. Heute dürft Ihr nicht mehr weiter. — Dorchen, tische auf, was Küche und Keller vermag!"

Rosalie wollte sich nicht aufhalten lassen. „Morgen auf den Abend muß ich zu Hause eintreffen, sagte sie. Da jetzt die größte Hitze vorüber ist, so will ich heute noch einige Stunden weit gehen, weil mir zwölf Stunden für den morgigen Tag doch zu viel wären."

Allein der Jäger sagte: „Das läßt

sich schon wieder einbringen. Morgen spann' ich meinen Schimmel in mein Bernerwägelein und führe Euch so weit, als der Gaul laufen kann. Wenn ich nicht übermorgen nothwendig bei einer Jagd, die der Fürst einigen vornehmen Gästen giebt, erscheinen müßte, so würde ich Euch ganz nach Hause fahren."

Auch die Jägerin zeigte eine große Freude, die Retterin ihres Mannes kennen zu lernen. Rosalie mußte den vereinten Bitten der guten Leute nachgeben. Sie blieb — und die Jägerin bereitete nun ein ländliches, ganz ausnehmend gutes Abendessen. Zu Ende der Mahlzeit brachte sie noch einen Kuchen. Er war nach eben der Art, wie jener Kuchen Rosaliens, zubereitet, und überdieß noch mit den schönsten Blumen umkränzt. In der Mitte des Kuchens aber waren mit

großen weißen Zuckerperlen die Worte eingelegt: „Aus Dankbarkeit.“

„Ach, sagte Rosalie, schneidet den schönen Kuchen nicht mehr an; ich bin so satt, daß ich keinen Bissen mehr davon genießen könnte.“

„Nun wohl, sagte die Jägerin, so müsset Ihr den Kuchen in Eurem Korbe morgen Euren Kindern mit nach Hause nehmen.“

Der Jäger hatte auch Wein aus seinem Keller herauf bringen lassen, und er und sein Dorchen tranken mehrmals auf Rosaliens Wohlseyn, und Rosalie mußte allemal mit anstoßen. „Denn, sagte der Jäger zu ihr, ohne Euere Wohlthätigkeit säßen wir nicht hier, und dieses Haus, in dem ich und meine Dorothea so glücklich sind, würde von andern Leuten bewohnt.“

Den folgenden Morgen spannte der Jäger sogleich mit Anbruch der Morgenröthe an, um seine Retterin recht weit fahren zu können. Die Jägerin hatte für ein reichliches Frühstück gesorgt, und füllte den fast leeren Korb der guten Frau mit dem Kuchen, nebst einigen andern Lebensmitteln auf die Reise, und allerlei kleinen Geschenken für ihre beiden Kinder. Der Jäger fuhr mit ihr weit über den halben Weg. Endlich nahm er Abschied von ihr, und versprach ihr, daß er nebst seiner Frau sie bald besuchen und einige neue Gewehre bei ihrem Manne bestellen werde, was in der Folge auch geschah.

Rosalie reiste vergnügt weiter. Als sie ihrem Wohnorte sich näherte, erblickte sie ihre zwei Kinder, Wilhelm und Therese, die ihr eine Strecke Weges entgegen gegangen waren. Die Kinder

sprangen, sobald sie die Mutter erblickten, mit lautem Freudengeschrei auf sie zu. Sie wollten sogleich wissen, was die Mutter in dem Korbe mitgebracht habe. „Wartet nur, bis wir vollends zu Hause sind, sagte die Mutter. Man muß nicht so neugierig und gelüstig seyn."

Unter der Hausthüre kam der Mann ihr entgegen. Alle gingen mit einander in das Haus. Die Mutter erzählte zuerst, wie hart ihr die Schwägerin begegnet, und sie sagte, daß sie kein Geld bringe. Ihr Mann ward darüber recht betrübt, und Alles, was sie von der guten Aufnahme bei dem Jäger erzählte, konnte ihn nicht mehr erheitern. Die Mutter öffnete indessen ihren Korb, und langte den Kuchen hervor. Ueber den schönen Kuchen vergaßen die Kinder alles Jammers; sie erhoben einen großen Jubel. Der Vater aber konnte die Thränen

kaum zurück halten.“ Was hilft uns der Kuchen, sagte er; denn woher nehmen wir nun zwanzig bis dreißig Gulden zu einer Kuh?“ Aber sieh — als die Mutter den Kuchen zerschneiden und den Kindern davon austheilen wollte, blieb das Messer darin stecken, und sie konnte ihn nicht durchschneiden.

„Das ist ein seltsamer Kuchen, sagte sie; es muß aus Versehen etwas Hartes hinein gebacken seyn!“ Sie zerbrach den Kuchen — und da kamen denn zuerst ein paar Kronthaler, und nach und nach ein ganzes Dutzend solcher Thaler zum Vorschein, und die gute Mutter hatte eine eben so große unerwartete Freude, als ehemals der kleine Jäger Fritz, da er in seiner Jagdtasche so unvermuthet das Stück Kuchen gefunden hatte. „Lieber Gott, sagte sie, das Geld hat der gute Jäger Friederich von seiner freund-

lichen Hausfrau in den Kuchen backen lassen, damit wir dafür eine Kuh kaufen können, und uns in unsrer Noth geholfen werde."

„Das Geld beträgt gerade zwei und dreißig Gulden und vier und zwanzig Kreuzer, sagte der kleine Wilhelm, der in der Schule bereits das Kopfrechnen lernte; dafür können wir eine sehr schöne Kuh kaufen."

„Und dann bekommen wir wieder Milch und Butterbrod!" rief die kleine Therese, und hüpfte voll Freude in der Stube herum.

Der Vater aber nahm die Mütze ab, und dankte Gott mit Thränen, und Mutter und Kinder stimmten in seinen Dank mit ein. „Das Stücklein Kuchen, sagte er, das du vor vielen Jahren dem jungen Jäger gegeben, war ein wohlangelegtes Kapital; das erhalten wir nun

STAATSBIBLIOTHEK AUGSBURG

mit hundert-, ja tausendfachen Zinsen zurück."

„Ja, sagte die Mutter, und noch unendlich reichlicher wird jede, auch die kleinste Gabe, die wir einem Dürftigen reichen, einst im Himmel belohnt!" „O Kinder, beschloß der Vater, laßt uns barmherzig seyn, so werden wir Barmherzigkeit erfahren."

Die Krebse.

Katharina war ein sehr fleißiges und geschicktes, ein sehr freundliches und sittsames Mädchen. Nur einen großen Fehler hatte sie — sie war sehr naschhaft. Ihre Aeltern hielten den ersten Kaufladen in einem wohlhabenden Landstädtchen. Schon als Kind konnte, oder vielmehr wollte Katharinchen der Versuchung nicht widerstehen, hie und da die Schublädchen mit den Weinbeeren, Zibeben und überzuckerten Mandeln heimlich zu besuchen. Als sie größer wurde, hatte sie kein Bedenken, manchmal ein Restchen Taffet

oder Kattun, eine Elle Band oder Spitzen heimlich zu verkaufen, um dieß oder jenes, was ihr ein besonders guter Bissen schien, heimlich dafür einzukaufen. Ein besonderes Fest war es ihr immer, wenn es sich traf, daß ihre beiden Aeltern einen Nachmittag nicht zu Hause waren, und sie allein wirthschaften konnte. Da wurde denn immer gekocht, bald Kafee oder Schokolade gemacht, bald ein Hühnchen oder Täubchen gebraten.

Eines Tages war der Vater in Geschäften verreiset; die Mutter war zu einem Hochzeitmahle eingeladen. Katharina wollte sich diesen Tag recht zu Nutzen machen. Sie bat drei ihrer guten Freundinnen, sie nach Tische zu besuchen. Sie bewirthete sie mit Kafee und Kuchen, mit Trauben, Aepfeln und Birnen, einer großen Torte, allerlei Zuckerwerk, und einer Flasche Malaga. Der Tisch war

so reichlich besetzt, daß kein leeres Plätzchen mehr übrig war, auf das man noch ein Früchtekörbchen oder ein Teller mit Konfekt hätte stellen können. Alle vier Mädchen ließen es sich sehr wohl schmecken; sie plauderten, scherzten und lachten. Allein da sie gerade im größten Vergnügen waren, ging plötzlich die Thüre auf und die Mutter trat mit einer fremden Frau in die Stube. Die Mädchen fuhren erschrocken von ihren Sitzen auf; Katharina aber hätte vor Schrecken und Scham in die Erde sinken mögen.

Die Mutter sagte für jetzt nichts; sie führte die fremde Frau in den Laden. Die Frau war vom Lande; sie war zum Hochzeitfeste gekommen und hatte während der Mahlzeit den Wunsch geäußert, einige hübsche Zeuge zu Kleidern für ihre Kinder einzukaufen. Katharinens Mutter hatte sie sogleich höflich gebeten, sich nach

der Mahlzeit mit ihr in ihren Laden zu bemühen, wo sie dann unter den schönsten und besten Waaren der Art, und zu den billigsten Preisen die Wahl haben werde. Die fremde Frau kaufte Mehreres, war mit dem Kaufe überaus wohl zufrieden, und Katharinens Mutter begleitete sie zurück in den Gasthof. Katharina aber, deren gute Freundinnen sich sogleich empfohlen hatten, mußte den zwei Frauen den Pack nachtragen.

Auf den Abend kam die Mutter wieder nach Hause; bald darauf kam auch der Vater von der Reise zurück. Die Mutter wollte ihm nicht sogleich bei seinem Eintritt in das Haus Verdruß machen; erst am andern Morgen erzählte sie ihm, wie übel Katharina sich aufgeführt habe. Der Vater war sehr bestürzt; die Mutter aber befahl Katharinen, mit ihr zu dem Vater in die

Schreibstube zu kommen. Katharina, die in der verflossenen Nacht wenig geschlafen hatte, folgte der Mutter mit zitterndem Herzen.

Der Vater machte ihr sehr ernstliche Vorstellungen. „Liebe Katharina, sagte er, deine Naschhaftigkeit macht mir vielen Kummer. Du siehst sie nur für einen kleinen Fehler an; er ist aber sehr groß und von sehr großen Folgen. Wer seine Eßlust nicht bezwingen kann, wird nie ein edler Mensch. Er kann sich in andern Dingen noch weniger Gewalt anthun — und wird ein Opfer der Sinnlichkeit. Wer nicht von einer Mahlzeit zur andern, ohne an Speis und Trank zu denken, sich mit seiner Arbeit beschäftigen kann und nicht Essen und Trinken darüber vergißt, bringt es nie weit. Und dann verleitet die Eßlust zur Unredlichkeit. Du hättest den gestrigen Aufwand nicht

bestreiten können, wenn du nicht Manches aus dem Laden heimlich verkauft und das Geld für dich behalten hättest. Was du aber deinen Aeltern veruntreuest, ist auch gestohlen. Eine untreue Tochter, wie du, wird einst eine untreue Hausfrau, die den Schweiß ihres Mannes, eine schlechte Mutter, die den Noth- und Ehrenpfennig ihrer Kinder durch die Kafeemühle jagt. O, beflecke doch dein Gewissen nicht, um deinen Gaumen zu kitzeln. Ich wollte ja lieber mein Leben lang mit schwarzem Brode und klarem Wasser vorlieb nehmen, als Unrecht thun. Wer so naschhaft ist, kann auf die Achtung der Menschen keinen Anspruch mehr machen; er wird in ihren Augen klein und verächtlich.

„Ja, sagte die Mutter, so ists genau, wie der Vater da sagt — und deine schönen Zähne verdirbst du dir mit den

Süßigkeiten auch. Du bekommst in Bälde Zahnlücken, ja alle Zähne werden schwarz und faulen dir wohl gar aus — und viel Zuckerbrod verdirbt den Magen, und das zu viele Kafeetrinken, besonders in der Jugend, macht eine gelbe, ausgetrocknete Haut und frühe alt — und hunderterlei Krankheiten sind Folgen der ungemäßigten Eßlust. Wie viele arme Kranke hättest du mit dem Gelde, das du seit den Jahren deiner Kindheit vernaschtest, und womit du dir nur Krankheiten einkauftest, erquicken können! Bedenke doch, daß der Mensch nicht blos einen Magen hat, sondern auch ein Herz. Die Freuden des Herzens, das Vergnügen, die Armen zu erquicken und Trauernde zu erfreuen, ist unendlich höher, als das geringe, kurze Vergnügen an einer Speise. Fürchte dich doch der Sünde! Denk an mich, Gott bestraft

dich gewiß noch, wenn du dich nicht änderst. Jeder Betrug kommt am Ende doch auf. Es ist kein Fädelein so fein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen."

„So ist es, sprach der Vater; ich selbst habe es erlebt, daß Gott die listigsten Betrügereien schlechter Menschen wunderbar an das Tageslicht brachte, und daß die Betrüger dann zur Strafe gezogen wurden. Ich denke, wenn du wieder einen solchen Streich machest, so bleibt er gewiß nicht verborgen. Dann geht es dir nicht gut. Ich sperre dich dann vier Wochen lang ein — bei Wasser und Brod, um dich an eine mäßige Mahlzeit zu gewöhnen."

Katharina sah die Wahrheit der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen ein; sie vergoß Thränen der Reue; sie versprach, sich gewiß zu bessern. Allein

bald verfiel sie wieder in den alten Fehler. Ihre Aeltern fuhren eines Morgens in eine benachbarte Handelsstadt. Der Vater hatte dort Geschäfte; die Mutter wollte dort eine kranke Base besuchen. Beide Aeltern schärften es Katharinen sehr ein, wohl Haus zu halten, und keine solche Einladungen, wie das letzte Mal, zu machen. Allein zwei von Katharinens Freundinnen kamen uneingeladen. Katharina dachte: „Es wäre doch nicht schicklich, sie so ganz trocken abzufertigen, ohne ihnen wenigstens eine Schale Kafee vorzusetzen.“ Sie nahm sich aber vor, es den Aeltern nicht zu verheimlichen. Indeß war sie nicht so lustig, als sonst. Die zwei Freundinnen gingen deßhalb auch früher, als sie im Sinne gehabt.

Bald darauf kam ein Bauersmann mit einem Zwerchsacke über den Schul-

tern, und wollte für seinen kleinen Knaben, den er bei sich hatte, rothes Tuch zu einem Brustfleck einkaufen. Der Mann fand aber das Tuch zu theuer, und griff schon nach der Thüre. Da sagte Katharina: „Was habt Ihr denn da in Eurem Sacke, das ein so sonderbares Geräusch von sich giebt?“ „Krebse!“ sagte der Mann. „Was, Krebse, rief Katharina; die sollen ja recht gut zu essen seyn?“ „Das denke ich, sagte der Mann; sie sind die Leibspeise eures Herrn Bürgermeisters.“ „Sind sie feil?“ fragte Katharina sehr schnell. „Sie sind fast so gut als verkauft, sagte der Mann; die Frau Bürgermeisterin nimmt immer alle, so viel ich bringe. An diesen aber wird sie eine besondere Freude haben, und mir sie gut bezahlen.“ Er öffnete den Quersack und sagte: „Seht da! sie sind sehr groß,

und alle neu geschält; sie würden eine fürstliche Tafel zieren."

„Nun, wißt Ihr was, sagte Katharina, ich nehme ein Dutzend davon. Ihr habt ja einen ganzen Sack voll, und der Herr Bürgermeister kann sich an den übrigen doch wohl satt essen. Ich denke, wir kommen wegen des Tuchs schon noch überein. Wartet nur ein wenig!" Sie flog die Stiege hinauf. Sie hatte schon vor einiger Zeit ein kleines Restchen Scharlach auf die Seite gebracht, und kam nun damit herab. „Seht, sagte sie, indem sie den Scharlach dem Knaben anmaß, das giebt für den Kleinen eine Staatsweste, und weil es ein Rest ist, so kann ich es auch wohlfeiler lassen." Der Handel ward richtig. Indeß war es Katharinen doch nicht recht wohl zu Muthe, als sie das Geld einstrich, und der Bauer ihr das

Dutzend Krebse in eine irdene Schüssel zählte. Der Mann sagte ihr noch, weil sie, wie sie aufrichtig gestand, nie Krebse gekocht hatte, was sie damit machen sollte, und ging.

Als der Mann fort war, wurde es ihr noch banger. „Ich hätte die Krebse doch nicht kaufen sollen! sagte sie; indeß ist's nun einmal geschehen, und wegwerfen kann ich sie doch nicht.“ Sie brachte die Krebse in einer Pfanne voll Wasser über das Feuer, that Salz und Kümmel daran, deckte sie zu, und konnte kaum erwarten, wie die köstliche Speise schmecken werde. Zu ihrem Verdrusse ließ sich das Ladenglöcklein wieder hören, und sie mußte dort länger verweilen, als ihr lieb war. Sie eilte indeß, so sehr sie konnte, wieder in die Küche. Allein als sie mit der einen Hand die Pfanne vom Feuer hob, und zu gleicher Zeit

mit der andern Hand den Pfannendeckel abnahm — that sie einen lauten Schrei, und ließ vor Schrecken die Pfanne fallen. Denn mit Schauder und Entsetzen hatte sie die hochrothe Farbe der Krebse erblickt, und augenblicklich war ihr der entwendete Scharlach in den Sinn gekommen. Sie dachte an die Worte ihrer Aeltern: „Gott werde sie noch strafen, und ihre Betrügereien an den Tag bringen.“ Die wunderbare Erscheinung, daß alle Krebse, zumal wenn sie neue Schalen haben, sich roth sieden, war Katharinen gänzlich unbekannt. Sie glaubte, diese Begebenheit sey einzig in ihrer Art, und ihr Erstaunen war so groß, als ihr Schrecken. Ihr Schrecken ward dadurch noch vermehrt, daß die Pfanne ein paar feine Kafeeschalen mit goldenen Reifchen, die noch auf dem Heerde standen, zerschlagen hatte. Krebse

und Scherben lagen auf dem Kafeebrette durch einander. Katharina wußte ihres Jammers kein Ende. Sie getraute sich die rothen Thiere so wenig anzurühren, als glühende Kohlen. Sie fürchtete gar, die rothe Farbe möchte von Gift kommen. Sie bat wegen ihrer Sünde Gott unzählige Male um Vergebung, und nahm sich ernstlich vor, von nun an nie mehr den alten Fehler zu begehen.

In diesem Augenblicke hörte sie ein Posthorn und das Rasseln einer Kutsche, die vor dem Hause hielt. „Ach du mein Gott, rief Katharina, jetzt kommen gar noch mein Vater und meine Mutter! Ich hätte sie vor zwei Stunden noch nicht erwartet! Ach, was werden diese zu dieser Geschichte sagen!“ Sie lief ihnen voll Jammers und mit nassen Augen entgegen. „O meine lieb-

sten Aeltern, rief sie, o kommen Sie doch mit mir in die Küche, und sehen Sie, was sich da Seltsames und Erstaunliches zugetragen hat.“ Die Aeltern gingen mit ihr in die Küche, um sich mit eigenen Augen von der unerhörten Begebenheit zu überzeugen. „Ach Himmel, rief die Mutter, meine schönen Schalen!“ „Auch das ist ein großes Unglück, sagte Katharina; aber sehen Sie nur erst die Krebse an, wie die aussehen.“ „Je nun, sagte der Vater, ich sehe nichts daran; sie sehen aus, wie alle gesottene Krebse aussehen.“ „Ach du mein Gott, rief Katharina mit neuem Schrecken, mir kommen sie ganz scharlachroth vor, und das kommt von dem entwendeten Stücklein Scharlach, das ich heimlich verkaufte.“ Sie legte ein aufrichtiges Geständniß ab, wie sie aus Begierde, eine ihr neue Speise zu ver-

kosten, für den Scharlach und etwas Geld die Krebse eingehandelt habe.

So unzufrieden der Vater mit der Aufführung seiner Tochter war, so mußte er über Katharinens wohlverschuldeten Schrecken doch lachen; und auch die Mutter konnte, als eine erfahrne Köchin, sich des Lächelns über den Irrthum ihrer Tochter nicht erwehren.

Der Vater wurde indeß sogleich wieder sehr ernsthaft, nahm Katharina bei der Hand und sprach mit Nachdruck: „Du hast wohl Ursache, dich über dein Vergehen zu entsetzen; dein Schrecken aber über die rothe Farbe der Krebse ist ohne Grund. Du weißt nicht, daß alle Krebse, wenn man sie siedet, roth werden, so wie einige Fische sich blau sieden lassen. Es ist dieses eine wunderbare, aber eine ganz gewöhnliche Naturerscheinung, die jedoch dir als etwas

höchst Ungewöhnliches und Außerordentliches vorkommen mußte. Allein so natürlich und gewöhnlich diese Erscheinung ist, so ist doch ihr Eintreffen gerade in dem Augenblicke, da du Böses thatest, eine Schickung Gottes, der alle, auch die kleinsten Dinge lenkt. Nimm also den Schrecken, den diese Begebenheit dir verursachte, als eine Warnung von Gott. Du hast sehr übel gehandelt, und es betrübt mich tief, daß du die redlichen wohlmeinenden Ermahnungen deines treuen Vaters und deiner guten Mutter, ja die Stimme deines Gewissens nicht achtetest, und wieder den alten Fehler begingst. Gott aber hat durch diese merkwürdige Schickung der Stimme deines Gewissens mehr Nachdruck gegeben, und dich auf sie aufmerksamer gemacht; du sahest in der unschuldigen rothen Farbe hier deine Schuld, und

zittertest vor Gottes strafender Gerechtigkeit. Erkenne die Macht des Gewissens, dieser Stimme Gottes in uns. Wer sündigt, muß — auch wider Willen — sie hören. Er zittert vor seinem eigenen Schatten, und erschrickt vor einem rauschenden Blatt. Ueberall erblickt er nur seine Schuld; er muß sich immer fürchten, und die ganze Natur wird ihm schrecklich. Ja der kleinste Zufall kann ihn erschüttern und seine geheime Schuld an den Tag bringen. Handle daher immer so, daß du dich vor Gott und Menschen nie etwas zu fürchten hast; so wird der vorübergehende Schrecken, den du hattest, dir einen bleibenden Segen bringen für dein ganzes Leben."

Der Vater sah Katharinens Bestürzung, ihre Reue, ihren Ernst, sich zu bessern, und erließ ihr die Strafe,

die er ihr früherhin angedroht hatte, nun aber nicht mehr für nöthig hielt.

Wirklich erlosch auch der Eindruck, den die Begebenheit auf Katharinen gemacht hatte, nie mehr in ihrem Herzen. Nie veruntreute sie mehr einen Heller; sie that sich alle Gewalt an, ihre Naschhaftigkeit zu bezwingen. Sie war mit den gewöhnlichen Speisen zufrieden, verlangte keine Leckerbissen, wollte nie zur Unzeit essen, und ward überhaupt äußerst mäßig in Speis und Trank. Als sie schon längst verheirathet, eine vermögliche, angesehene Bürgersfrau und eine glückliche Mutter und Großmutter war, erinnerte sie sich noch des Schreckens, den ihr jene Krebse verursacht hatten; und erst kürzlich, als sie bei einer fröhlichen Mahlzeit war, und eine Schüssel voll der schönsten rothen Krebse, mit frischen grünen Selleriblättern umlegt,

aufgetragen wurde, erzählte sie die Begebenheit den horchenden Enkeln. Am Ende der Erzählung fügte sie noch bei: „Die Krebse gehen sonst rückwärts; wie man denn auch von verschwenderischen Leuten, die in ihrem Hauswesen zurück kommen, zu sagen pflegt, es nehme mit ihnen den Krebsgang. Mir aber haben die Krebse vorwärts geholfen; doch nicht den Krebsen, sondern Gott, der sich der Krebse zu meiner Besserung bediente, habe ich es zu danken, daß ich meine Gelüste beherrschen lernte, jede unordentliche Begierde nach Speis und Trank, und überhaupt jede Art von unmäßigem Aufwande vermied, und so zu einem nicht geringen Wohlstande, zu Glück und Segen gelangte."

Das Rothkehlchen.

Martin Frank war ein tapferer Kriegsmann, der viele Jahre gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht, und für sein Vaterland rühmlich gekämpft hatte. Als er aus dem Felde zurück kam, waren seine dürftigen Aeltern bereits gestorben, und hatten ihm nichts hinterlassen, als ein baufälliges Wohnhäuschen und einen kleinen Baumgarten dabei. Der brave Mann befand sich nun in einer sehr traurigen Lage. Seine Wunden hatten ihn zu schweren Arbeiten untauglich gemacht. Er war sehr bekümmert und sann Tag

und Nacht ernstlich nach, wie er sich ehrlich ernähren wollte. Da bemerkte er eines Tages in dem nahen Walde, daß die vielen Stöcke und Wurzeln der abgehauenen Masholder-Bäume sehr schönes Maserholz lieferten, aber wenig geachtet wurden und unbenützt im Walde verfaulten. Er versuchte sogleich, aus diesem Holze Tobacksdosen und Pfeifenköpfe zu verfertigen, und brachte es zu einer ungemeinen Geschicklichkeit; besonders fanden die Pfeifenköpfe, die aus dem schönsten Maser zierlich geschnitzt und glänzend polirt waren, großen Beifall und reißenden Abgang. Mancher vornehme Herr zog einen solchen schön mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf sogar einem von Meerschaume vor.

Der fleißige Mann arbeitete die ganze Woche hindurch unermüdet in seiner Werkstätte, oder holte sich Maserholz

aus dem Walde, und war dabei nicht viel besser gekleidet, als ein Tagwerker. Allein des Sonntags erschien er in seiner grünen Uniform mit rothen Aufschlägen, und mit seiner silbernen Ehrenmünze an der Brust, ging morgens, indem er sich, wegen seines etwas gelähmten Fußes, auf seinen Korporalstock stützte, in gemessenem Schritte zur Kirche, und Abends auf ein paar Stunden in den Gasthof. Er hatte noch immer in Gang und Geberde etwas Kriegerisches, und hatte auch seinen Schnurrbart noch beibehalten. Wegen seiner Rechtschaffenheit, Erfahrung und Ordnungsliebe, wurde er allgemein geachtet. Er gelangte durch seinen Fleiß und seine kluge Sparsamkeit zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Denn er war keiner von denjenigen, die sogleich großen Aufwand machen, wann sie gute Geschäfte

machen, und da meinen, es werde immer so gehen. Unter Anderem ließ er sein altes, hölzernes Haus nicht neu bauen; indeß wußte er es so gut herzustellen, daß es sich mit der braunen Holzfarbe, den erneuten, runden Fensterscheiben und dem glänzenden Fensterblei, zwischen den hohen Birnbäumen und weitausgebreiteten Apfelbäumen des Gartens sehr gut ausnahm. Er verheirathete sich, und hat in der Folge seine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die er sehr gut erzog, auch sehr gut versorgt. „Wer es nicht an Fleiß fehlen läßt, dem fehlt es nie an dem nöthigen Auskommen, sagte er öfter. Auch die kleinste Kunst nährt ihren Mann. Thu das Deine getreu und vertrau auf Gott, so wird Gott auch das Seine thun, und es dir nie an seiner so nöthigen Hilfe fehlen lassen."

Nachdem der ehrliche Martin Frank

bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte, und seine gute, treue Hausfrau gestorben war, versah der wackere Kriegsmann seine kleine Haushaltung selbst, und zwar wie bisher ohne Magd. Indeß nahm er seinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben zu sich, dem man, den Großvater zu ehren, in der Taufe auch den Namen Martin gegeben hatte. Der kleine Martin hing bald mit Leib und Seele an dem Großvater, und that ihm Alles zu gefallen, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Der Großvater bediente sich seiner als Gehülfen bei seinen Holzarbeiten, und erzählte ihm während der Arbeit, theils lustige, theils schauerliche Geschichten aus seinen Feldzügen, denen er aber immer eine oder die andere gute Lehre beizufügen wußte.

Der Großvater brachte ganze Tage in dem Walde zu, um Wurzeln und

Stöcke des Masholders auszuheben, und nach Hause zu bringen. Er nahm seinen lieben Enkel allemal mit sich. Dieß waren die fröhlichsten Tage des Knaben. Es gefiel ihm nirgends so wohl, als in dem Walde. Der Großvater nannte ihm alle Bäume des Waldes, und lehrte ihn die Eigenschaften und den Nutzen der verschiedenen Holzarten kennen. „Der liebe Gott, sagte er unter Anderm, macht es recht gut, daß er die herrlichen Bäume da um uns her wachsen läßt. Wenn es keine Bäume gäbe, so wäre es für uns gefehlt. Die Tannen und Fichten dort am Berge liefern uns Balken, Bretter und Latten; unser ganzes Haus besteht ja aus Tannenholz, ja auch Tische und Bänke, Kasten und Bettladen sind daraus gemacht. Das Tannenholz ist übrigens etwas weich; andere Bäume aber, wie dort die Eichen und Buchen,

haben sehr festes, hartes Holz. Wenn unser Schiebkarren hier nicht von solchem harten Holze wäre, so würde er nicht so lange dauern Ohne hartes Holz hätten wir nicht einmal einen dauerhaften Stiel zu unsrer Axt. Sehr schön ist es, daß jede Holzart ihre eigenthümliche Farbe hat, und schön röthlich, bräunlich oder gelblich ist, und deßhalb zu allerlei zierlichem Hausgeräthe dient. Das Holz der Masholderstöcke aber ist gar marmorirt; es ist so fein, daß man die Holzzasern gar nicht sieht, weßhalb wir auch so feine Arbeiten daraus verfertigen können. Man kann die Früchte der Waldbäume zwar nicht essen; diese Bäume ernähren aber dennoch viele tausend arbeitsame Menschen. Auch uns gewährt der Masholderbaum unsern Lebensunterhalt. So hat Gott Alles weislich eingerichtet. Wir wollen seine Weisheit und

Güte erkennen, und Ihm täglich dafür danken!“

Eine ganz ausnehmende Freude hatte der kleine Martin an den Vögeln im Walde, und ihrem lieblichen Gesange. „Großvater, sagte er, wollen wir nicht einige fangen und mit nach Hause nehmen?“ „Nein, sagte der Großvater, das ist nichts.“ „Je, warum denn nicht, fragte der Knabe; sie singen gar zu schön! Zu Hause könnten wir sie immer singen hören.“ „Du hörst sie schon hier im Walde singen, sprach der Großvater; da klingt es viel schöner. Die armen Vögelein, die man so grausam einsperrt, leben nicht lange und kommen meistens elendiglich um.“

Einmal aber an einem schönen Herbsttage saß der Großvater mit seinem Enkel an einem sonnigen Plätzchen des Waldes bei dem kleinen Mittagsmahle,

das der Knabe, wie gewöhnlich, in einem Korbe mitgenommen hatte. Da kam ein Rothkehlchen, oder wie man in jener Gegend sagt, ein Rothbrüstlein herbei, und pickte die Brosämlein auf. Der Kleine war darüber ganz entzückt. „Was dieß für ein wunderschönes Vögelein ist! sagte er leise zu dem Großvater, um es nicht zu verscheuchen. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, ein solches Vögelein den Winter über in unsrer Stube zu haben.“ „Nun, sagte der Großvater, das mag wohl geschehen. Ein Rothkehlchen ist gar ein zutrauliches Vögelein, und ist gerne um die Menschen. Es bringt den Winter vielleicht lieber unter Dach, als im Freien zu.“ Der Großvater lehrte den Knaben die Anrichtung machen, um ein solches Vögelein zu fangen.

Der kleine Martin lief die Woche

hindurch alle Tage in den Wald, um nachzusehen, ob keines eingegangen sey. Immer kam er aber leer zurück, und hatte die Hoffnung, eines zu fangen, bereits aufgegeben. Endlich kam er einmal voll Freuden nach Hause gelaufen. „Großvater, rief er, jetzt habe ich endlich einmal Eines bekommen! O sieh nur, welche schöne, schwarze Aeuglein es hat, und wie unvergleichlich schön gelbroth das Kehlchen ist! Jetzt reut mich alle meine Mühe und Arbeit nicht." Er ließ das Vögelein in der Stube fliegen, und seine Freude ward noch größer, als es gar nicht scheu that, die Fliegen in der Stube wegschnappte, aus dem grünen, irdenen Tröglein die geriebenen gelben Rüben mit Semmelmehl fraß, und sich in dem kleinen Wassergeschirre badete. Martin holte ein frisches grünes Tannenbäumchen aus dem

Walde, und stellte es in die Ecke der Stube. Das Vögelchen flog sogleich darauf zu. „Aha, sagte Martin, es weiß schon, wo es hingehört. Wie munter es von Zweig zu Zweig hüpft! Wie schlau es zwischen den Aesten hervorblickt, und wie sich das ziegelrothe Kehlchen in dem dunkeln Grün so lieblich ausnimmt!" Das Rothkehlchen gewöhnte sich bald ganz an ihn, pickte ihm die vorgehaltenen Fliegen zwischen den Fingern hinweg; ja es setzte sich auf den Rand seines Tellers, aß mit ihm, und ließ sich sogar die Erdäpfel sehr gut schmecken. Es kam einige Male durch das offene Fenster in den Garten am Hause, schlüpfte in der Hecke pipend umher, kam aber allemal von selbst wieder herein. Das Vögelein machte dem Knaben tausend Freuden — und als es erst anfing zu singen, da lauschte Martin

mit zurückgehaltenem Athem so entzückt auf das leise, liebliche Gezwitscher, daß wohl nie ein Fürst dem größten Flötenspieler mit mehr Vergnügen zugehört hat.

Nun rückte der Namenstag des Großvaters wieder heran. Der Großvater sah Abends an einem Sonntage in den Kalender, und sagte: „Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! Künftigen Dienstag ist schon das Fest des heiligen Martins. Ach, vor einem Jahre war es anders, als jetzt. Da lebte meine selige Elisabeth noch, und wir aßen die Martinsgans, die sie eigens auf meinen Namenstag gemästet hatte, mit einander. Aber heuer — wirds ein trauriges Namensfest geben. Es ist doch nichts, wenn keine Hausfrau die Haushaltung besorgt. Nicht einmal den alten, löblichen Gebrauch, in der Mar-

tinsnacht eine gebratene Gans zu essen, können wir mehr beobachten; ich habe darauf vergessen, und nun ist es wohl zu spät dazu!" Er zog, etwas mißmuthig, seine grüne Uniform an, und ging zu dem goldenen Adler, wo er den Bauern am Sonntage Abends gewöhnlich die Zeitung vorlas, und ihnen die Kriegsnachrichten erklärte.

Der Großvater war kaum zur Thüre hinaus, so kam der kleine Adolph des Herrn von Waldberg, der droben auf dem Schlosse wohnte, zur Thüre herein, um nach dem Muster, das er mitbrachte, ein paar Pfeifenköpfe zu bestellen. Der kleine Martin spielte eben mit seinem Rothkehlchen, das ihm auf den Finger geflogen war, und ihm einige zerdrückte Hanfkörnlein aus der Hand pickte. „Was willst du für das Vögelein? sagte Adolph. Es ist sehr zahm; ich will es

dir abkaufen.“ „Es ist mir nicht feil, sagte Martin, indem er dem Vögelein mit dem Finger der andern Hand die Federlein zurecht strich; ich gebe es um keinen Preis.“ Der reiche junge Herr both nach und nach bis auf einen Gulden. Da fiel es dem kleinen Martin ein, für einen Gulden könne er ja wohl eine Gans kaufen, und dem Großvater eine unvermuthete Freude machen. Er überließ also das Vögelein dem jungen Herrn, indem er es ihm auf das nachdrücklichste anempfahl, und ihn auf das dringendste bat, das gute, trauliche Thierchen ja doch recht gut zu halten. „Haben sie doch recht Acht, rief er ihm noch nach, daß die Katze im Schlosse es nicht erwischt; und beschneiden sie deßhalb dem Vögelein die Flügel nicht.“

Martin lief nun sogleich von Haus

zu Haus, eine feile Gans ausfindig zu machen. Eine Bäuerin hatte noch eine übrige gemästete Gans, sagte aber, sie könne sie nicht unter einem Thaler geben. Da sie aber hörte, wie der gute Knabe zu dem Gulden gekommen, und was er mit der Gans vorhabe, so ließ sie ihm die Gans für einen Gulden.

Am Vorabende des lang ersehnten Festes trat nun der kleine Martin mit der wohlgenährten Gans unter dem Arme feierlich in die Stube, sagte den Glückwunsch auf, den auf Martins flehentliches Bitten der Herr Schulmeister in zierlichen Reimen verfaßt hatte, den aber die Gans, zum großen Verdrusse des Kleinen, mit ihrem Geschnatter mehrmals unterbrach. Am Ende des Spruches überreichte Martin dem Großvater, sich tief verneigend, die Gans als ein Geschenk zum Namenstage.

Der alte Mann, der streng auf Ehrlichkeit hielt, wollte sich anfangs nicht recht freuen. Er schöpfte Verdacht, und nahm den Knaben in scharfes Verhör. „Wo hast du die Gans oder das Geld dazu her?“ fragte er ihn mit großem Ernst, stand aus dem Lehnstuhle auf, und erhob drohend seinen Stock von Haselstauden. Er wußte den Korporalstock noch sehr gut zu schwingen, obwohl er bei seinem gutherzigen, folgsamen Enkel nie nöthig hatte, Gebrauch davon zu machen. Martin schwieg. „Wo hast du sie her? rief der Alte noch einmal mit seiner nachdrücklichen, tiefen Baßstimme; das sag mir!“ Martin mochte wollen oder nicht, er mußte die Geschichte von dem Verkaufe des geliebten Rothkehlchens erzählen. Der Großvater ward sehr gerührt, und wischte eine Thräne vom Schnurrbarte, die während

der Erzählung darauf herabgetröpfelt war. „Bravo, rief er, du hast dich wohl gehalten. Das freut mich, daß du auf deinen Großvater so viel hältst. Jetzt wird die Martinsnacht doch noch ein Freudenfest für mich — ein wahres Fest für mein Herz. Doch gehe jetzt, und sperre die Gans einstweilen in den leeren Gänsestall.“

Als der Knabe hinaus war, sprach der Großvater: „Der Junge hat ein Herz, das lauter Gold ist. Was er da gethan, ist eine wahre Martinsthat. Der heilige Martin gab dem Bettler den halben Mantel; der Knabe da gab aber seine ganze Freude dahin, um seinem Großvater Freude zu machen. Mein heiliger Namenspatron wirds mir ja doch nicht übel nehmen, wenn mirs so vorkommt, der Kleine habe fast noch mehr gethan, als der heilige Martin,

der, so viel ich weiß, auch Soldat gewesen. Aus dem Knaben kann noch Etwas werden.“

Der Großvater, der im Felde öfters gekocht hatte, und diese Kunst noch immer ausübte, bereitete die seltene Speise selbst zu, und legte davon seinem Enkel bei der Mahlzeit immer das Beste vor. Während sie noch am Tische saßen, kam ganz unerwartet ein Bedienter aus dem Schlosse mit einer Flasche Wein herein, und sagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau hätten von dem jungen Baron Adolph vernommen, wie der Martin sein niedliches Rothkehlchen verkauft habe, um auf das Namensfest des Großvaters einen Braten anzuschaffen, und da wolle die gnädige Herrschaft nun auch dem Herrn Korporal ein Glas Wein dazu senden, und lasse ihm zu dem heutigen Feste Glück wünschen.

Der alte Mann fühlte sich durch diese Gnade sehr geehrt, und auch der kleine Martin freute sich, daß sein Rothkehlchen dem Großvater außer dem Braten noch zu einem guten Trunk verholfen habe.

Martin vermißte indeß das trauliche Vögelein doch sehr hart; er mochte das Tannenbäumlein, das noch einsam und verlassen in der Stubenecke stand, kaum ansehen. Eines Abends saßen Großvater und Enkel an dem wärmenden Ofen. Wegen des wolkigen Himmels war es in der Stube früher finster geworden, und sie hatten deßhalb etwas früher Feierabend gemacht. Es war ein sehr schauerlicher Novemberabend; es schneite und regnete draußen durch einander, und der Sturmwind sauste und brauste, als wollte er das kleine

Haus mit sich fortführen. Da rief der kleine Martin mit einmal: „Je, da ist ein Vögelein am Fenster, und pickt an die Scheiben, als wollte es herein gelassen werden.“ Er öffnete das Fenster — das Vögelein flog herein — und wer beschreibt die Freude des Knaben, als er in dem Vögelein sein geliebtes Rothkehlchen erblickte. Er hatte ihm ein rothes Seidenfädchen um das Füßchen gewickelt; daran würde er es erkannt haben, wenn er es auch sonst nicht erkannt hätte. „O du liebes Thierchen! rief er, so bist du denn wieder da? So hast du deinen Martin noch nicht vergessen? Wie hast du denn unsre Wohnung wieder gefunden? Gefällts dir unter dem niedrigen Dache hier doch besser, als droben im prächtigen Schlosse? Nun, nun, wir haben dahier im Winter auch eine warme Stube, um nicht

zu frieren, eine warme Suppe, um uns satt zu essen, und — was über Alles geht — ein fröhliches Herz. Und wer sollte auch mehr verlangen?"

Er streckte die Hand aus und das Vögelein flog ihm darauf. „Nicht wahr, sagte er, du möchtest wieder da bleiben? Aber das verstehst du nicht besser. Ich darf dich nicht hier behalten; das wäre gerade wie gestohlen! Ich muß — muß dich wieder heimgeben" „Ach! seufzte er, und drückte das Vögelein an die nasse Wange; du glaubst nicht, wie hart es mich ankommt, dich fort zu tragen; aber es muß doch seyn."

„Bravo, Junge, sprach der Großvater; das ist recht, das ist deine Schuldigkeit. Drum trag das Vögelein nur gleich fort; sonst kommts dich immer schwerer an. Was nicht unser ist, soll nicht einmal unter unserm Dache über-

nachten. Also mach, daß du fortkommst, ehe es vollends Nacht wird."

Martin nahm seine neue Pelzmütze, die ihm der Großvater zum Namenstage geschenkt hatte, und lief im Schnee und Regen hinauf in das Schloß. Der kleine Adolph hatte eine große Freude, als er das Vögelein in der Hand des Knaben wieder erblickte. Die gnädige Frau aber, die mit ihrer Arbeit auf dem Kanapee saß, und zwei hellleuchtende Wachskerzen vor sich auf dem Tische stehen hatte, ward von der Ehrlichkeit des armen Knaben innigst gerührt. „Das ist ja recht schön von dir, Kleiner, sprach sie, daß du das Vögelein wieder zurück bringst. Du hättest es leicht behalten können, und wir hätten nichts davon gewußt. Ja, wenn ich es auch in deiner Stube gesehen hätte, so hätte ich sicher geglaubt, es wäre ein anderes Roth-

kehlchen. Daß ein so kleines Vögelein so viel Anhänglichkeit zu den Menschen haben, und sogar die Wohnung, wo es gastfreundlich bewirthet worden, wieder finden könne, hätte ich nicht geglaubt. Da ein so kleines Geschöpf nicht ohne Gefühl, sondern erkenntlich und dankbar ist, wie viel mehr sollten wir Menschen es seyn."

Martin machte indeß ein recht betrübtes Gesichtchen, indem er das Vögelein dem kleinen Baron Adolph übergab. Die gnädige Frau aber sprach zu Adolph: „Lieber Adolph, du siehst, das Rothkehlchen war die einzige Freude des armen Knaben. Er hat, wie du wohl weißt, es recht vom Herzen hinweg verkauft, seinen alten Großvater zu erfreuen. Du hast das Vögelein aus Nachläßigkeit entkommen lassen; es hatte ihn aber so lieb gewonnen, daß es von

selbst wieder zurück kehrte. Er ist so ehrlich und bringt es dir wieder, so lieb er es hat, und so gerne er es behalten hätte. Wäre es nun wohl schön, ihm das Vögelein wieder abzunehmen?"

„Nein, sagte Adolph, das wäre nicht schön! Da, guter Martin, hast du dein Rothkehlchen wieder; ich schenke es dir zur Belohnung deiner Ehrlichkeit!" Martin wollte das Vögelein, das der junge Herr so theuer bezahlt hatte, nicht nehmen. Allein Adolph bestand darauf. „Nimm, nimm, sagte er; und wenn du einmal wieder ein Rothkehlchen fängst, so magst du es mir dann bringen."

Martin war hoch erfreut. „Wenn Sie mir Ihr ganzes Schloß geschenkt hätten, sagte er, so hätten Sie mir keine größere Freude machen können." Die gnädige Frau aber, die über die Denkart ihres Sohnes noch mehr erfreut war,

als Martin über das Rothkehlchen, ging an ihre Kommode, nahm ein schönes, glänzendes Goldstück heraus, gab es dem Martin, und sagte: „Da mein Adolph dein edles Herz so zu schätzen weiß, und dir zur Belohnung deiner Redlichkeit das Vögelein schenkte; wie sollte seine Mutter dich unbelohnt gehen lassen! Nimm da dieses Gold; denn deine Ehrlichkeit ist mehr werth als Gold."

Martin eilte voll Freude und in hohen Sprüngen den Schloßberg herab, und stürzte beinahe zur Stubenthüre hinein. „Da hab' ich das Rothkehlchen schon wieder! rief er; das ist jetzt schon das dritte Mal, daß es unter unser Dach kommt. Es ist ein wahres Glücksvögelein. Sieh nur, Großvater, was es mir eintrug!" Er zeigte dem Großvater das Geld und sagte: Nicht wahr,

das ist ein schönes Goldstück? Das mußt aber du nehmen. Ich bin reich genug, da ich nun mein liebes Vögelein wieder habe."

„Siehst du, sagte der Großvater, daß es wahr ist, was ich dir immer sagte. Auch die gnädige Frau schätzt die Ehrlichkeit höher als Gold. Alle gute Menschen denken so. So dachte auch der gute König, dem zu dienen ich einmal die Ehre hatte, und der hier auf dem Golde abgebildet ist. Da sieh einmal sein Bild; es ist zum sprechen; und wenn es sprechen könnte, so würde es sagen, wie der alte Korporal Frank immer sagt: „Bursche, werde ein ehrlicher Kerl." Für das Goldstück will ich dich aber neu montiren lassen. Der Rock ist dann ein wahres Ehrenkleid für dich; du hast ihn dir durch deine Ehrlichkeit erworben. Mache nur, daß du dein Leben lang nie

einen andern Faden, als der ehrlich und redlich verdient ist, am Leibe trägst."

Dem kleinen ehrlichen Martin aber brachte sein Rothkehlchen noch mehr ein, als einen Dukaten. Er und sein Großvater wurden mit der Herrschaft im Schlosse näher bekannt. Einmal an einem heitern Wintermorgen ging die Herrschaft spazieren, und kam an Martins Wohnung vorbei. Der junge Herr sagte: „Ich möchte doch einmal sehen, ob das Rothkehlchen noch lebt!" Man ging hinein. Herr von Waldberg, der den alten Korporal Frank nur vom Ansehen kannte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erkundigte sich nach seinen Feldzügen, und fand an ihm großes Wohlgefallen. Er redete von nun an allemal mit ihm, wenn er auf der Jagd ihn im Walde traf; er kam wohl selbst zu ihm in das Haus, einen Pfeifenkopf zu kaufen, und

sah ihm bei seiner Arbeit unter mancherlei Gesprächen Stunden lang zu. Der kleine Martin aber durfte zu Zeiten in das Schloß kommen.

Indeß spürte der Großvater nach und nach die Beschwerden des Alters; er konnte mit seinen Holzarbeiten nicht mehr so viel verdienen, als früherhin. Er hatte seinen Sohn und seine Tochter so reichlich ausgestattet, daß ihm selbst wenig übrig geblieben war. Auch diese befanden sich wegen ihrer vielen Kinder in etwas dürftigen Umständen. Der Großvater hatte immer gedacht, Martin werde sich einmal mit Verfertigung von Dosen und Pfeifenköpfen gut ernähren können. Allein mehrere fleißige Hausväter in dem Dorfe, die sich im Sommer mit dem Feldbau beschäftigten und im Winter nichts zu thun wußten, hatten sich nach dem Beispiele des alten gewerb-

samen Kriegers auch auf diesen Nahrungszweig verlegt. Die Dosen und Pfeifenköpfe wurden nun, da sie nicht mehr so selten waren, nicht mehr so gut bezahlt. Der Großvater sann deßhalb darauf, seinen Enkel ein anderes Handwerk lernen zu lassen, sah aber mit den Kosten nicht recht hinaus.

Eines Tages kam nun der kleine Martin, der aber jetzt bereits vierzehn Jahre alt war, wieder einmal in das Schloß. Adolph zeigte ihm einen sehr schönen Schreibschrank von kunstreich eingelegter Arbeit, den sein Papa ihm aus der Stadt hatte kommen lassen. Martin betrachtete den Schrank mit großer Aufmerksamkeit. „Das sind herrliche Maser! rief er; ich habe noch keine schönere gesehen! Auch das übrige Holz — dieses da von Nußbaum und dieses hier von Kirschbaum, ist sehr schön.“ Herr

von Waldberg, der eben in das Zimmer trat, verwunderte sich, daß Martin alle die Holzarten zu nennen wußte, und fragte: „Wer hat sie dich alle so gut kennen gelehrt?“ „Mein Großvater, sagte Martin. Ich habe mir von allen Arten Holz, die es in unserm Walde und unsern Baumgärten giebt, eine Sammlung gemacht. Sie besteht aus lauter kleinen Brettchen, die ungefähr so groß und auch so geformt sind, wie die Bücher hier auf dem Schranke; und auch so in einer Reihe stehen. Sie gleichen auch sonst den Büchern; die Rinde, die ich daran ließ, stellt gleichsam den Rücken vor, und das übrige Holz, das ich schön polirte, den Deckel und den Schnitt.“

Der gnädige Herr, der schon lange gewünscht hatte, einen geschickten Schreiner im Orte zu haben, sagte: „Nun,

Martin! du verstehst dich sehr gut auf das Holz. Wie ich weiß, bist du auch im Verfertigen der Pfeifenköpfe schon sehr geschickt. Allein ein solcher Schrank ist doch ein viel schöneres Stück Arbeit. Möchtest du nicht diese Kunst lernen und ein Schreiner werden?“ „Warum nicht? sagte Martin; nichts lieber. Aber mein Großvater vermag das Lehrgeld nicht zu bezahlen.“ „Nun wohl, sagte der gnädige Herr, für das Lehrgeld will ich sorgen. Wenn es deinem Großvater recht ist, so will ich dich dem Meister, der diesen Kasten machte, in die Lehre geben.“ Martin ward über dieses Anerbiethen sehr erfreut, und auch der Großvater sah es für ein großes Glück an. Die Sache wurde richtig.

Martin kam in die Lehre, reisete dann in die Fremde, und kehrte als ein gesunder, unverdorbener, junger Mann,

wohl gekleidet, von blühendem Aussehen und seiner Kunst wohl kundig, zurück in sein Vaterort. Herr von Waldberg war mit der ersten Arbeit, die er bei ihm bestellte, höchst zufrieden. Er half ihm dazu, eine eigene Werkstätte zu errichten. Das alte Haus wurde ganz neu gebaut. Herr von Waldberg gab ihm alles erforderliche Holz dazu unentgeldlich, und der junge Meister verfertigte alle Schreinerarbeit daran mit eigener Hand. Der junge Meister fand, da er eben so billig als geschickt war, reichlichen Verdienst, und in der Folge verheirathete er sich auch mit einer vermöglichen Bürgerstochter.

Der Großvater, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, erlebte diese Freude noch, und wohnte bei seinem Sohne in dem neuen Hause, sehr geehrt und zufrieden. Martin konnte auch seinen Aeltern

und Geschwistern sehr viel Gutes erweisen. Als einmal Martin am Namensfeste des Großvaters Aeltern, Geschwister und die übrigen Verwandten auf eine Martinsgans eingeladen hatte, und alle sehr vergnügt und fröhlich waren, sagte der Großvater: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich alle meine Lieben an Einem Tische so beisammen sehe! Mit Freude erinnere ich mich noch jenes Abends, da Martin, noch als kleiner Knabe, aus Liebe zu mir jenes Rothkehlchen verkaufte, um mir auf den Martinstag einen fröhlichen Abend zu verschaffen. Unter Gottes Leitung war jenes Vögelein die erste Veranlassung zu Martins Glück; Gott belohnte seine Liebe zu mir, seine Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine gute Aufführung, und setzte ihn in den Stand, mir ein fröhliches Alter zu bereiten, und euch alle reichlich zu unterstützen. Nun

will ich gerne sterben, da Derjenige, der für die Vögel sorgt, durch ein Rothkehlchen so liebreich für uns Alle gesorgt hat."

Das Vogelnestchen.

Der geheime Rath von Treuhold besaß ein schönes Landgut in einer sehr angenehmen Gegend. Von Zeit zu Zeit kam er aus der Residenz dahin, um auf einige Tage der Landluft zu genießen, und sich von seinen Geschäften zu erholen. Als es wieder Frühling ward, nahm er seine zwei kleinen Söhne, zwei liebliche, blühende Knaben, das erste Mal mit dahin. Beiden gefiel es auf dem Lande ganz unvergleichlich. Der große Garten am Hause, die grünenden Saatfelder und die blumigen Wiesen entzückten sie. Ueber

Alles ging ihnen aber das nahe Wäldchen voll Eichen, Birken, Erlen und blühender Gebüsche, durch das mehrere, reinlich mit Kies bestreute Wege führten. Die beiden Knaben lebten wie neu auf.

Eines Tages ging der Vater mit ihnen in das Wäldchen, und zeigte ihnen ein Vogelnestchen. Das nette Nestchen, die fünf zarten jungen Vögelein, denen die alten, die gar nicht scheu waren, Futter zutrugen, machten den Knaben unbeschreibliche Freude.

Der Vater setzte sich hierauf mit den zwei Knaben auf die steinerne Bank unter einer alten Eiche am Ende des Wäldchens, wo man eine sehr schöne Aussicht in das kleine, freundliche Thal hatte. „Ich will euch einmal von einem Vogelnestchen erzählen, sprach er, und ich denke, ihr werdet die Erzählung sehr merkwürdig

finden. Die Geschichte hat sich hier in dieser Gegend zugetragen.

Beide Knaben waren sehr begierig, die Geschichte zu hören, und der Vater erzählte:

An einem schönen Frühlingsmorgen, vor etwa vierzig Jahren, saß unter eben dieser Eiche ein armer Knabe und hüthete die Schafe. Er las dabei in einem kleinen Büchlein, und war so vertieft in das Lesen, daß er fast nicht aufblickte. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen schnellen Blick auf seine Schafe, die auf dem beblümten Rasen, zwischen dem Wäldchen hier und dem klaren Florellenbach dort, weideten.

Als er wieder aufblickte, stand ein überaus schöner, junger Herr, der wie Milch und Blut aussah, in einem goldgestickten Kleide vor ihm. Es war der Erbprinz, der damals noch nicht zehn

Jahre alt war. Der Hirtenknabe kannte ihn aber nicht; er meinte, der freundliche junge Herr gehöre dem Forstmeister, der manchmal in Geschäften auf das benachbarte fürstliche Jagdschloß kam.

„Guten Morgen, junger Herr Forstmeister, sagte der Hirtenknabe, und zog seinen Strohhut ab, setzte ihn aber sogleich wieder auf. Kann ich Ihm womit dienen?“

„Sag mir einmal, sprach der Prinz, giebt es in diesem Wäldchen wohl auch Vogelnester?“

„Das ist eine seltsame Frage für einen jungen Forstmann, sagte der Knabe. Hört Er denn nicht die Vögelein singen? Freilich giebt es Nester genug hier. Jedes Vögelein hat sein Nestlein.“

„Nun so wirst du wohl auch ein Vogelnestlein wissen?“ sprach der Prinz freundlich.

„O ein wunderschönes Nestlein! sagte der Knabe freudig. Das schönste, das ich in meinem Leben gesehen. Es ist so nett aus gelblichen Halmen geflochten, wie gedrechselt, und außen auf das zierlichste mit Moos bekleidet. Und Eilein sind darin, fünfe an der Zahl; die sind fast so schön blau, wie der helle, klare Himmel, der hier durch die Eichenblätter scheint."

„Das ist schön! sprach der Prinz. Komm und zeige mir das niedliche Nestchen. Ich bin sehr begierig, es zu sehen."

„Das glaub' ich wohl, sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber nicht."

„Du darfst es nicht umsonst thun, sprach der Prinz; ich werde dich gewiß dafür belohnen."

„Das mag wohl seyn, sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber doch nicht."

Jetzt trat der Hofmeister des Prinzen näher, ein ehrwürdiger geistlicher Herr in einem dunkelfärbigen Kleide, den der Hirtenknabe bisher nicht bemerkt hatte. „Sei nicht unartig, Kleiner, sagte er; der junge Herr hier sah in seinem Leben noch kein Vogelnestchen, so viel er auch schon davon gelesen hat. Schon lange wünschte er, eines zu sehen. Mache ihm diese Freude, und führe ihn hin. Er nimmt es dir nicht. Er will es blos ansehen; er rührt es nicht einmal an.“

Der Knabe stand auf, schüttelte aber den Kopf und sprach: „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich zeige das Vogelnest nicht.“

„Das ist sehr unfreundlich, sagte der Hofmeister. Es sollte dir ja eine Freude seyn, Andern Freude zu machen, zumal — unserm geliebten Erbprinzen.“

„Ist der junge Herr der Erbprinz! rief der Knabe, und nahm schnell den Hut ab, ohne ihn wieder aufzusetzen. Es freut mich, den Herrn Prinzen kennen zu lernen. Aber das Vogelnestlein zeig ich ihm nicht, und wäre er der Fürst selbst."

Der Prinz sprach verdrießlich: „Einen halsstarrigern, eigensinnigern Knaben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Allein wir werden ja wohl Mittel finden, ihn zu zwingen."

„Lassen Sie das gut seyn, Prinz!" sagte der Hofmeister. Auch ihn befremdete die feste Weigerung des Knaben. Er sprach daher zu ihm: „Kleiner, nur das Einzige sag uns: Warum willst du das Nestchen nicht zeigen? Dann wollen wir gerne weiter gehen, und dich in Ruhe lassen. Wenn du, was ich mir aber kaum vorstellen kann, irgend

eine vernünftige Ursache dazu hast, so sage sie."

„Hum, sagte der Knabe, die kann ich wohl sagen. Der Michel, der da drüben am Berge die Ziegen hütet, hat mir das Nestlein gezeigt, und ich habe ihm versprochen, es keinem Menschen zu verrathen."

„Das ist etwas anders!" sprach der Hofmeister. Indeß wollte er die Ehrlichkeit des Knaben, die ihm sehr gefiel, noch weiter auf die Probe stellen. Er zog seine Geldbörse heraus, und sprach: „Sieh hier dieses Goldstück! Dieß soll dein seyn, wenn du uns das Nest zeigest. Du brauchst ja deinem Michel nichts davon zu sagen, daß du es uns gezeigt hast, so weiß er nichts davon."

„Ei, bedanke mich gar schön, sagte der Knabe. Nein, nein; da wäre ich

ja doch ein Schurke, und das will ich nicht seyn, Michel möge es wissen oder nicht. Was hälf' es mich, wenn es die ganze Welt nicht wüßte, wenn aber ich — und Gott im Himmel es wüßte, daß ich ein schlechter Kerl wäre. Pfui!"

„Du weißt vielleicht nicht, was dieses Gold werth ist, sagte der Hofmeister. Wenn du Kupfermünze dafür einwechselst, so bringest du sie in deinen Strohhut da nicht alle hinein. Er würde aufgehäuft voll!"

„Das wäre! sagte der Knabe, und betrachtete das Goldstück. Freilich, da hätte mein armer Vater eine große Freude, wenn ich auf einmal so viel Geld heimbrächte!" Er sann ein wenig nach und rief dann heftig: „Nein — weiche von mir!" Hierauf sagte er aber sehr sanft: „Der Herr muß mir verzeihen! Er macht es gerade so, wie jener Unhold in der

Wüste, der auch sagte: Dies Alles will ich dir geben. — Kurz und gut, ich gab dem Michel die Hand darauf, das Nestlein nicht zu verrathen. Ein Mann, ein Wort! Und hiemit Ade!" Er wollte gehen.

Jetzt kam der Jäger, der den Prinzen bediente, und in einiger Entfernung zugehört hatte, herbei. Er hatte den Sinn des Hofmeisters wohl gefaßt, machte ein grimmiges Gesicht, packte den Knaben am Arm, und sagte mit seiner tiefen Baßstimme: „Grober Bube, so begegnest du dem Prinzen, der einmal Fürst des Landes wird? Den zerlumpten Ziegenhirten dort am Berge ziehst du ihm vor? Auf der Stelle zeige das Nest, oder ich haue dir einen Flügel vom Leibe!" Er zog den Hirschfänger.

Der Knabe erblaßte, zitterte, bebte,

und flehte weinend und schreiend: „O Pardon, ich bitte um Pardon!"

„So zeige das Nest, Bube, rief der Jäger, oder ich haue!"

Der Knabe hielt beide Hände vor, schaute mit blinzenden Augen auf die blanke Klinge, rief aber dabei immer: „O ich kann nicht, ich darf nicht, ich thu's nicht."

„Nun genug! sagte der Hofmeister, und hieß den Jäger einstecken. Sei still, Kleiner; es soll dir kein Leid geschehen. Du hast dich wohl gehalten; du bist eine ehrliche Seele. Bitte deinen kleinen Freund erst um Erlaubniß, und dann komm und zeige uns das Nestchen. Das Goldstück mögt ihr dann mit einander theilen."

„Gut! gut! sagte der Knabe; heute Abend noch sollet ihr Antwort bekommen."

Der Hofmeister ging mit dem Prinzen zurück auf das fürstliche Jagdschloß, auf dem sie vor einem paar Tagen angekommen waren, den Frühling auf dem Lande zuzubringen. „Die Ehrlichkeit des Knaben, sprach der Hofmeister unterwegs, verdient in der That Bewunderung. Sie ist ein Edelstein, dessen Werth nicht genug zu schätzen ist. Der Knabe hat die Anlage zu einem großen Mann, zu einem festen, unerschütterlichen Charakter. — So findet man unter einem Strohdache oft Tugenden, die man in Pallästen manchmal vergebens suchen dürfte.“

Der Hofmeister erkundigte sich bei dem Schloßverwalter näher nach dem Knaben. „Der Knabe, sagte der Verwalter, ist sehr brav. Er heißt Georg; sein Vater ist ein armer Rechenmacher,

aber einer der rechtschaffensten Männer weit umher."

Nachdem die letzte Lehrstunde des Prinzen geendet war, trat er an das Fenster. „Aha, sagte er, der kleine Georg wartet schon auf uns. Er hütet sein kleine Heerde nächst dem Wäldchen, und blickt immer herauf gegen das Schloß."

„So wollen wir denn hören, welche Antwort er uns bringt!" sprach der Hofmeister. Beide verließen das Schloß und gingen dem Wäldchen zu.

Der kleine Hirtenknabe sprang ihnen voll Freude entgegen. „Dem Michel ist Alles recht! rief er schon von weitem. Er schalt mich einen dummen Jungen, daß ich den Handel nicht sogleich einging, und dann das Trinkgeld mit ihm theilte. Aber es ist doch besser, daß ich meinem Michel zuvor davon

gesagt habe. Ich kann nun das Nestlein mit Freuden zeigen. Komm Er also nur mit mir, Herr Prinz!"

Georg lief voran, dem Wäldchen zu; und Prinz und Hofmeister gingen ihm langsam nach. „Sieht Er dort das gelbliche Vögelein auf dem Erlenzweige, das so fröhlich singt? sagte Georg zum Prinzen. Dem gehört das Nestlein; das ist das Männchen. Nun müssen wir aber leise gehen."

Auf einer lichten Stelle des Wäldchens stand zwischen dunkeln Schatten ein Weißdornstrauch, mit den glänzend grünen, zierlich ausgeschweiften Blättern und einer Menge weißer, kräftig duftender Blüthentrauben, in vollem Glanze der untergehenden Sonne.

Der kleine Georg deutete mit dem Finger in den Strauch, und sagte leise zum Prinzen: „Da guk' Er einmal

hinein, Herr Prinz! Das Weibchen sitzt wirklich auf den Eiern.“ Der Prinz sah es sitzen. Es flog aber sogleich fort — und der Prinz hatte an dem zierlichen Halmennestchen und den netten Eierchen eine herzliche Freude.

Der Hofmeister machte manche schöne Bemerkung darüber. Hierauf sagte er zu dem Knaben: „Jetzt komm mit uns, die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen. Gold hilft dir aber nichts; ich will dich daher in Silber bezahlen.“ Er nahm eine Geldrolle aus der Tasche und zählte dem erstaunten Knaben, hier auf der steinernen Bank unter der Eiche, den Betrag des Goldes in lauter neugeprägten Sechskreuzerstücken vor. „Theile aber richtig mit Michel!“ sagte der Prinz. „Auf Ehre!“ sagte der Knabe, und sprang mit dem Gelde fort, als ob er es gestohlen hätte.

Der Hofmeister forschte nach, ob Georg mit dem andern Knaben richtig getheilt habe. Er hatte ihm nicht ein Stück zu wenig gegeben. Seinen Antheil aber hatte er seinem Vater gebracht, und kein einziges Stück für sich behalten.

Der Prinz kam nun alle Tage in das Wäldchen, um nach dem Nestchen zu sehen. Die alten zwei Vögelein scheuten sich, da er ihnen nichts zu Leid that, bald gar nicht mehr vor ihm. Mit tausend Freuden bemerkte der Prinz, wie die kleinen zarten Vögelein aus den Eierchen krochen, wie alle die gelben Schnäbelchen weit aufrissen und alle zusammen laut pipten, wenn die Alten ihnen Futter brachten; wie die jungen Vögelchen immer größer wurden und zarte Federchen bekamen; und wie sie endlich eines Tages unter großem Jubel der Al-

ten den ersten Ausflug wagten, und sich auf die nahen Zweige der Bäume setzten; die Alten aber sie noch immer fütterten.

Der Hofmeister und der Prinz trafen den Knaben, der seine Schafe bald da, bald dort weiden ließ, öfter an. Es gefiel dem Hofmeister sehr wohl, daß der Knabe immer sein Büchlein bei sich hatte und sehr fleißig darin las. „Du weißt dich gut zu unterhalten, lieber Georg! sagte er zu dem Knaben. Doch, lies mir einmal eine Stelle.“ Der Knabe las laut und mit großem Eifer; mußte aber doch hie und da ein wenig buchstabiren.

„Nun, sprach der Hofmeister, es geht so ziemlich; in welcher Schule hast du das Lesen gelernt?“ „Ach, sagte Georg, ich bin noch in gar keine Schule gekommen. Es ist so weit dahin; und

da hätte ich zu viel Zeit versäumt. Ich mußte im Winter zu Hause beständig spinnen. Auch vermöchte mein Vater das Schulgeld nicht zu bezahlen. Da habe ich denn meinen guten Freund, den Michel, der sehr gut lesen kann, angesprochen, es mich auch zu lehren. Er lehrte mich die Buchstaben kennen, und sie zusammen buchstabiren. Ich habe das kleine Büchlein da, in dem schon Michel das Lesen gelernt, bereits dreimal ausgelesen; allein es ist nunmehr so beschmutzt und zerrissen, daß man viele Buchstaben nicht mehr recht deutlich sieht. Darum ist es auch nicht leicht, darin zu lesen."

Als der Prinz den Hirtenknaben Georg wieder einmal antraf, zeigte er ihm ein neues, ungemein schön, in rothen Safian mit Gold, gebundenes Büchlein. „Dieß will ich dir einstweilen leihen, sagte er; sobald du aber eine Seite

ohne Fehler lesen kannst, so darfst du es behalten. Der gute Knabe war sehr erfreut, und faßte es mit spitzigen Fingern so zart an, als wäre es von Spinneweben, und könnte leicht zerrissen werden. Am andern Tage kam Georg schon und sagte: „Von den ersten sechs Blättern will ich Ihnen eine Seite, welche Sie wollen, ohne Fehler lesen.“ Der Prinz schlug eine Seite auf, und Georg las sie ohne Anstand. Der Prinz schenkte ihm das Büchlein, und der Knabe hüpfte vor Freude.

Eines Morgens kam der Fürst, zu Pferd und nur von einem Reitknechte begleitet, ganz unvermuthet auf dem Jagdschlosse an. Er wollte sehen, wie der Prinz sich befinde und welche Fortschritte er im Lernen mache. Bei Tische erzählte der Prinz von dem niedlichen Vogelnestchen und dem ehrlichen Hirtenkna-

ben. Der Fürst hörte mit Wohlgefallen zu, und bewunderte die Ehrlichkeit des Knaben. „In der That, sagte der Hofmeister, seine Ehrlichkeit ist bewährtes, reines Gold. Der Knabe gäbe einmal für unsern geliebten Kronprinzen einen treuen Diener ab, auf den er sich verlassen könnte. Und da Gott dem armen Knaben auch vortreffliche Talente verliehen hat, so wäre es zu wünschen, daß er studiren könnte. Allein sein Vater ist sehr arm; es wäre aber doch Schade, wenn der Knabe, der so talentreich und so ehrlich ist, in der Welt nichts weiter werden sollte, als ein Rechenmacher, wie sein Vater."

Der Fürst trat nach der Tafel mit dem Hofmeister an ein Fenster, und redete einige Zeit allein mit ihm. Hierauf befahl er, den Knaben zu rufen. Georg kam, und war hoch erstaunt, als er in

den prächtigen Saal trat, und den schönen, ansehnlichen Herrn, mit dem Stern an der Brust, erblickte. Der Hofmeister sagte dem Knaben, wer der Herr sey, und der Knabe neigte sich fast bis zur Erde.

„Nun Kleiner, sprach der Fürst sehr freundlich, wie ich höre, hast du große Freude an den Büchern. Hättest du wohl Lust, zu studiren?"

„Ach, sagte Georg, wenn es an sonst nichts fehlte, als an der Lust dazu, so würde ich heute noch ein Student. Aber mein Vater hat kein Geld. Da fehlts."

„Nun höre einmal, sprach der Fürst; ich will einmal versuchen, ob wir einen Studenten aus dir machen können. Der Herr Hofmeister hier hat einen Freund, einen trefflichen Landpfarrer, der fähige Knaben in sein Haus aufnimmt, sie in

den gelehrten Sprachen unterrichtet, und sie auf die höheren Studienanstalten vorbereitet. Diesem Pfarrer will er dich empfehlen. Für Bezahlung der Kosten werde ich sorgen. Wie gefällt dir der Vorschlag?"

Der Fürst erwartete, der Knabe werde sich sehr freuen, und diese Gnade mit beiden Händen ergreifen. Allein der Kleine hatte zwar Anfangs gelächelt, machte aber sogleich darauf ein sehr wehmüthiges, betrübtes Gesichtchen, und schwieg. „Was ist dir? fragte der Fürst. Es scheint, du möchtest lieber weinen, als lachen? Was hast du, laß einmal hören!"

„Ach du mein Gott, sagte Georg, mein Vater ist so arm! Was ich den Sommer über an Hirtenlohn, und den Winter über mit Spinnen verdiene, hat er höchst nöthig. Es ist zwar nur we-

nig; allein er könnte es doch nicht entrathen."

„Du bist ein guter Knabe, sprach der Fürst höchst freundlich; diese deine kindliche Liebe zu deinem Vater ist mehr werth, als die kostbarste Perle, die sich in meiner Schatzkammer befindet! — Was indeß deinem Vater entgeht, wenn du deinen Schäferstab und dein Spinnrad mit der Feder und den Büchern vertauschest, das werde ich ihm ersetzen. Ist's so recht?"

Der gute Knabe war vor Freude fast außer sich. Er küßte dem Fürsten voll des innigsten Dankes die Hand, benetzte sie mit Dankesthränen, und sprang fort, die Freudennachricht seinem Vater zu bringen. Bald darauf kamen Vater und Sohn mit Augen voll Thränen, und konnten ihren Dank für eine

so große Gnade vor Weinen nicht aussprechen.

Herr von Treuhold hatte auch Thränen in den Augen, und schwieg.

„Nun, sagten Adolph und Wilhelm, die Geschichte ist ja noch nicht aus! Wie ist es mit dem braven Hirtenknaben Georg weiter gegangen, und was ist aus ihm geworden?“

„Liebsten Kinder, sprach der Vater, jener Hirtenknabe war — ich.“

„Der edle Fürst, den ihr nicht mehr gekannt habt, nahm mich, nachdem ich meine Studien vollendet hatte, in seine Dienste. Da er mit meinen treuen Diensten zufrieden war, so nannte er mich von Treuhold. Er ist bereits vor zehn Jahren gestorben; sein Andenken aber wird nie sterben. Mein Dank und der Dank des ganzen Landes folgt ihm nach in die Ewigkeit.“

„Jener kleine Prinz, den ich hier unter dieser Eiche das erste Mal sah, ist unser gegenwärtiger gnädigster Fürst.“

„Der Herr Pfarrer an unsrer Hauptkirche, dieser wahrhaft hochwürdige Geistliche, der eine so väterliche Liebe gegen euch zeigt und euch in der Religion unterrichtet, war jener Hofmeister.“

„Mein seliger Vater, euer Großvater, den ich zu mir genommen, und der seine alten Tage bei mir verlebte, ist uns auch in den Himmel voraus gegangen. Er hatte große Freude an euch, und machte euch manche Freude, wiewohl ihr euch des blassen, frommen und freundlichen Greises nur mehr dunkel erinnert. Seine Asche ruhe im Frieden!“

Gott hat mich so gesegnet, daß ich dieses Landgut, auf dem ich ehemals als ein armer Knabe die Schafe gehü-

tet, kaufen konnte, und das nunmehr unser Eigenthum ist."

„Der brave Pächter auf diesem unserm Landgute ist jener Michel, der ehemals da drüben am Berge die Ziegen gehütet und mein erster Lehrmeister gewesen."

„Nun, sagte der kleine Wilhelm, da hat das Vogelnestchen doch recht viel Gutes gestiftet. Leben wohl jene Vögelein auch noch? Sind sie die nemlichen, die dort in dem Wäldchen wieder ein Nestchen gebaut haben?"

„Warum nicht gar! sprach Adolph, der ältere Knabe; was plauderst du da von dem Nestchen? Weil der Vater ein so redlicher und fleißiger Knabe war, hat er es vom Hirtenknaben bis zum geheimen Rathe und vom Wergspinnen bis zum Besitze dieses schönen Landgutes gebracht."

„Nicht mir gebührt die Ehre davon, sprach der Vater, sondern Gott. Wie hätte ich, als der ärmste Knabe in der Gegend, es so weit bringen können? Gott hat es so gefügt. Er hat mich durch das Vogelnestchen mit dem Erbprinzen bekannt werden lassen, und in der Folge meine Ehrlichkeit und meinen Fleiß so reichlich gesegnet. Benützt auch ihr die Talente, die Gott euch verlieh, liebsten Söhne. Lernet fleißig, seyd immer ehrlich und treu, und vor Allem vertrauet auf Gott, und bittet Ihn um seinen Beistand! So wird Gott auch euren Fleiß und eure Treue und Redlichkeit reichlich segnen.“

„Ja, das wolle Er, sprach der Vater, indem er aufstand, gerührt zum Himmel blickte, und seinen zwei Söhnen, denen beiden die hellen Thränen in

den Augen glänzten, unter der Eiche seinen väterlichen Segen gab.

Was der Vater nicht mehr sagte, muß hier noch beigefügt werden. Der geheime Rath von Treuhold war, weil er unbestechlich war, seinem Fürsten treu diente, und ihm immer redlich die Wahrheit sagte, ein großer Segen für das ganze Land.

Seine beiden Söhne, Adolph und Wilhelm, traten in die Fußstapfen ihres Vaters ein, und wurden sehr edle, rechtschaffene Männer. Adolph wurde fürstlicher Rath, Wilhelm Offizier, und Beide wurden wegen ihrer Kenntnisse und Diensttreue allgemein geschätzt. Sie waren die Freude ihres Vaters und die Stütze und Krone seines Alters.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

S

L.D.

Schmid

(2

K

o

18

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph von, 1768-1854

Neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 2.

Regensburg 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 105 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279397-7